MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80448-1

AUTHOR:

NUREMBERG-LITERAR
ISCHER

TITLE:

ALBUM DES
LITERARISCHEN VEREIN

PLACE:

NURNBERG

DATE:

1845

Master Negative #

92-80448-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

```
BKS/SAVE  Books        FUL/BIB   NYCG92-B1784
Record 1 of 0 - SAVE record                         Acquisitions    NYCG-LF
+
 ID:NYCG92-B1784             RTYP:a    ST:s    FRN:    MS:   EL:     AD:01-08-92
 CC:9668  BLT:am      DCF:?   CSC:?    MOD:    SNR:       ATC:       UD:01-08-92
 CP:nyu     L:ger     INT:?   GPC:?    BIO:?   FIC:?      CON:???
 PC:r      PD:1992/1845       REP:?    CPI:?   FSI:?      ILC:????    II:?
 MMD:       OR:    POL:    DM:    RR:          COL:       EML:      GEN:   BSE:
 040       NNC‡cNNC
 110 2     Nuremberg-Literarischer verein.
 245 10    Album des literarischen vereins in Nurnberg fur 1845‡h[microform].
 260       Nurnberg,‡bBauer und Kaspe,‡c1845.
 LDG       ORIG
 QD        01-08-92
```

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35m   REDUCTION RATIO: 11X

IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 2/12/92   INITIALS RD

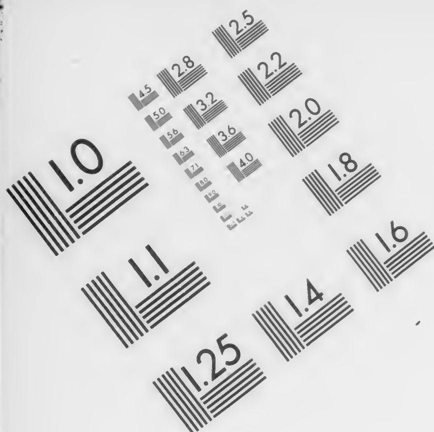
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

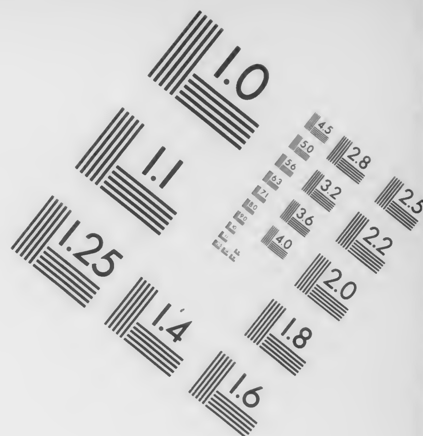


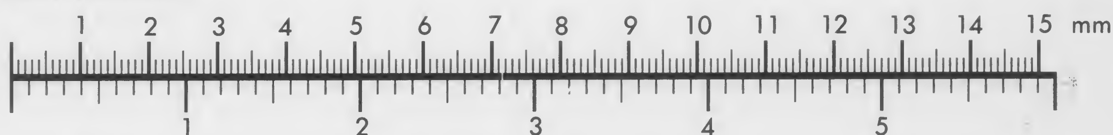
AIIM

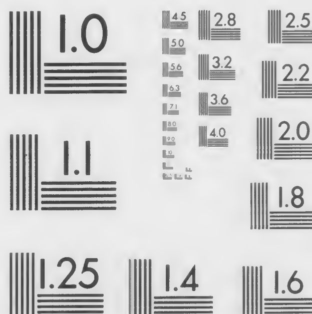
Association for Information and Image Management

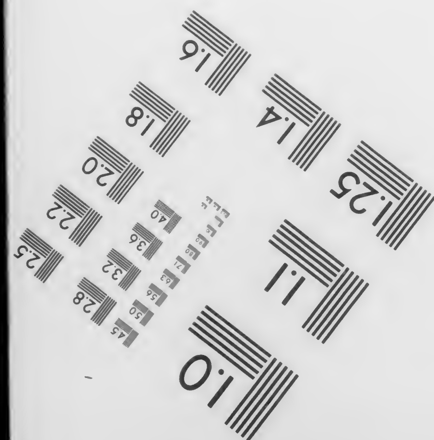
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202

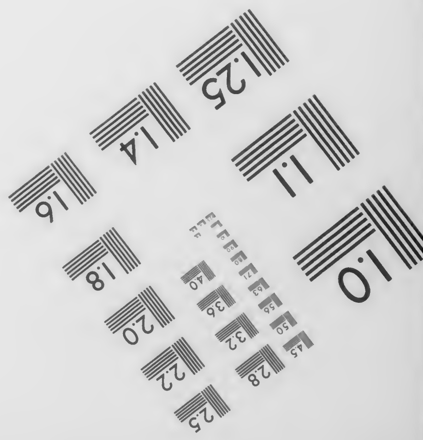












MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg,

für

1845.

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raspe.
1845.

Vorwort.

Da im vergangenen Jahre eine erste Sammlung prosaischer und poetischer Vorträge von Mitgliedern des literarischen Vereins in Nürnberg, in Druck erschien und in dem Absatze derselben, die Möglichkeit gegeben wurde, solche von nun an, alljährlich erscheinen zu lassen, so folgt hiermit in dem »Album für 1845« der zweite Jahrgang desselben.

Die späteren Jahrgänge werden an Ausstattung, Umfang und Preis, diesen beiden ersten gleichen, und dem Inhalte nach, dürften sie das Interesse der deutschen Lesewelt nicht minder als diese in Anspruch nehmen.

Nürnberg, im December 1844.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Prosaische Vorträge.

II.

Gedichte.

Prosaische Vorträge.

I.

Das böse Prinzip
in
Göthe's Faust und Chamisso's Schlemihl.
Eine Parallele
von
Dr. E. Lösch.

Das Böse tritt uns überall in der geistigen, wie in der materiellen Welt so entschieden entgegen, daß kein Philosophem es hinwegzuläugnen vermag, daß vielmehr die tiefsten Denker aller Zeiten eine würdige Aufgabe darin fanden, den Ursprung und die tiefere Bedeutung desselben nachzuweisen. Am einfachsten versuchten die Gnostiker, gestützt auf ältere persische und chaldäische Philosopheme das Räthsel zu lösen, indem sie neben dem ewigen, guten Urwesen, dem Quell des Lichts und der Intelligenz, ein eben so ewiges, das Böse, die Materie, annehmend, beide im unaufhörlichen Gegenkampf begriffen sich dachten. Grössere Tiefe und Wahrheit hat die andere Ansicht, die von Zoroaster, Plato, den Neuplatonikern, den Kabbalisten, bis herauf auf die neueste Philosophie, sich Geltung verschafft hat, wornach ein einziges und ewiges, gutes Urwesen an-

genommen und das Böse nur als nothwendige Entfaltung, als unvermeidlicher Gegensatz und Gegenkampf gedacht wird. Eine Ansicht, die mit der christl. selbst näher zusammenstimmt. Gott schuf die Welten nicht als ein fertiges Gebäude, in welches fürder kein Stein weiter einzufügen wäre, sondern er schuf sie als ein lebendiges, organisches Ganzes, das aus und durch sich selbst, nach ewigen, in sie gelegten Gesetzen, durch Kampf und Gegenkampf, durch Vergehen und Werden sich immer neu gebären, immer herrlicher entfalten soll. In diesem Kampf und Gegenkampf ist das Böse mit Nothwendigkeit begründet und erscheint nur als ein Durchgang zum Guten, als ein Mittel zur Vollendung des Ganzen. Gilt das im Reiche der Natur, so gilt es noch vielmehr im Reiche der Geister. Das ganze Geisterreich, (wie jedes einzelne Individuum) trägt die Bestimmung der Selbstentwicklung, der Entfaltung aus sich selbst in sich. Die Freiheit ist nothwendige Urbedingung, und in der Freiheit liegt das sittlichböse begründet — nur mit dem Unterschiede, daß das sittlich Böse, mit freier Wahl ergriffen, vom Individuum in sein eignes Selbst aufgenommen, zum wahrhaft Bösen wird, zum feindlichen Kampfe gegen das ewige Urwesen und die letzte Bestimmung des Geisterreichs sich gestaltet.

Da dasselbe Gesetz der Freiheit für die Geister höherer Gattung, Engel und Aeonen, eben so gut gilt, wie für die der niedern, die Menschen, so war es ganz folgerichtig, dort eben so, wie hier die Bösen zu suchen,

und jene orientalischen, neuplatonischen und kabbalistischen Philosopheme wußten eben so viel von Dämonen und bösen Geistern zu sagen, als die jüdische und christl. Religion; welche noch insbesondere das Böse in der Menschenwelt von den bösen Geistern ableitete und das Böse in der Natur als Folge von dem Sündenfall darstellte. Die Idee des Satans, als eines Feindes Gottes und als eines Verführers der Menschen, war vollendet. In weit tieferem, furchtbarerem Ernste war er in den Offenbahrungsschriften und in den ersten Jahrhunderten der christl. Zeitrechnung erfaßt, als in den spätern Zeiten des Mittelalters, wo man sich gewöhnte, den Urfeind der Menschen selbst zur menschlichen Schwachheit herabzuziehen, sich ihn in körperlicher Gestaltung umherwandelnd zu denken, als einen, der eben so sehr in Spuck und gespensterhaftem Erschrecken der Furchtsamen, wie im Verführen und Verderben der Schwachen sich wohlgefiel. In solchem Sinn hatte der Volksglaube des Mittelalters das böse Prinzip aufgefaßt, in solchem Sinn hatte auch die Poesie dasselbe vielfach benützt; und es eignete sich zu jeglicher Vorführung im Drama, im Roman und Mährchen, da das Volk den Verführer und Erbfeind in allen Gestalten und Formen, selbst mit Gewandtheit und Reputation bald als lustigen Gesellen, bald als guten Schützen und Jäger, bald als Zauberkünstler, bald als Kriegsmann, bald als Gelehrten und als Minister und Rath auftreten ließ. In solcher Weise hat auch die neueste Zeit ihn wieder in den Kreis der Dichtungen aufgenommen, vielleicht in keinem andern

Werke mit mehr Geist, als es Göthe in seinem Faust und Adelbert Chamisso in seinem Schlemihl gelungen ist.

Wir haben es uns bei unserm gegenwärtigen Vortrag zur Aufgabe gemacht, eine Parallele zwischen beiden Dichtungen — so weit sie das Prinzip des Bösen zum Gegenstand haben — zu ziehen, und wir werden finden, daß die Palme des Sieges nicht dem Dichterfürsten, sondern dem bescheideneren Chamisso zugehört.

In beiden Dichtungen ist der Satan geschäftig, eine Seele zu kapern und in beiden Dichtungen mißlingt es ihm. Dort ist's der dreiste Uebermuth eines gigantischen Geistes, der alle Schranken überschreitet und eben so ungemessen in seinen Forderungen an die Wissenschaft, wie an den Sinnengenuß des Lebens ist, was dem Satan den Weg bahnt; hier in Schlemihl ist's der Leichtsinn eines von Noth und Elend gebeugten Menschen, der um den köstlichen Besitz eines unerschöpflichen Seckels ein anscheinend ganz geringfügiges, aber doch mit der Persönlichkeit und ihrem Auftreten unumgänglich nothwendig verbundenes Gut, ich meine den Schatten, an den Verführer hingiebt. Ganz anders ist die Aufgabe des Satans dort; er muß durch Vorspieglungen einer erlogenen Befriedigung und Sättigung den großen und starken Geist von seinem Urquell abziehen; und ganz anders da, er muß sein Schlachtopfer in solche peinliche Lagen und Verlegenheiten bringen, daß es sich zuletzt entschließen muß, um den Preis seiner Seele sich wieder in den Besitz seines Schattens zu setzen. Nur nebenbey sey es sogleich hier bemerkt, daß die Wahl

Chamisso's eine viel glücklichere ist, den Seelenverkauf zum letzten und nicht erreichten Ziele zu machen, während Göthe seinen Faust den Contract wirklich abschließen und dennoch den Satan zuletzt leer ausgehen läßt.

Was nun die Vorführung des Satans in beiden Dichtungen betrifft, so kann nicht geläugnet werden, daß Göthe seinen Mephistopheles viel reicher ausgestattet, sogar mit einer gewissen philosophischen Begründung vorgeführt hat. Es ist bekannt, daß er in seinen Jugendjahren selbst gnostischen, neuplatonischen, kabbalistischen und alchymistischen Studien und nicht im Scherze blos, sondern mit ziemlichem Ernste sich hingegeben hat. Die Kabbala war die eigentliche Philosophie des im Mittelalter herrschenden Aberglaubens an Magie, Zauberey, Hexenwesen, Teufel und Dämonen aller Art; und ihre genaue Kenntniß spricht sich in vielen Stellen des Göthischen Fausts aus, und giebt den buntesten Hexen- und Zauberscenen einen gewissen wissenschaftlichen oder doch wenigstens geschichtlichen Gehalt. Im Geiste dieser Philosophie hat Göthe auch seinen Mephistopheles gezeichnet. Er ist ein Geschöpf der Nacht, des Chaos: »Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs alles war, ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar.« Er ist der Geist der Negation: »Ich bin der Geist, der stets verneint;« der Geist der Zerstörung: »So setzest du der ewig regen, der heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelsfaust entgegen, die sich vergebens tückisch ballt;« er ist der Geist der Sinnlichkeit, der Verführung und der gemeinen Erdenlust: »Den sollt

ihr noch verlieren, wenn ihr mir die Erlaubniß gebt, ihn meine Straße sacht zu führen;« er ist der Geist des Widerspruchs und des frechsten Hohns. Vor seinem frechen Spotte ist keine Regung in des Menschen Brust sicher, die niedrige so wenig wie die höhere. Und dennoch darf er bey diesem allen vor Gott erscheinen und unter das himmlische Gesinde sich mischen; Gott gebraucht ihn zum Weltganzen; er muß zerstören in der physischen Welt, um Leben hervorzurufen: »Und freilich ist nicht viel damit gethan, was sich dem Nichts entgegenstellt, das Etwas, diese plumpe Welt, so viel als ich schon unternommen, ich wußte nicht ihr beizukommen,« auch in der moralischen Welt muß er reizen und versuchen, um den Menschen vor Trägheit zu bewahren: »Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen, er liebt sich bald die unbedingte Ruh; drum geb ich gern ihm den Gesellen zu, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.« Ja er wird von dem Herrn förmlich in seinem Rechte autorisirt: »Du darfst auch da nur frey erscheinen. Ich habe deines gleichen nie gehaßt. Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.« Die Idee eines solchen Geistes mußte unter der Behandlung eines Göthe um so viel markirter, individueller und reicher ausfallen, als ihm bey der Ausführung einer seiner Jugendfreunde, der überall mit solchem mephistophelisch kaltem Hohn und Spott abzusprechen gewohnt war, gleichsam als Original zu einem Portrait diente. Viel einfacher tritt der Graue im Schlemihl auf. Der Dichter läßt ihn gelten, ohne über ihn und

sein Recht zu existiren, erst viel zu philosophiren; er läßt ihn abtreten, und es wird nicht weiter gefragt, wohin er kommt. Und dennoch trotz des wenigen Aufwands kettet sich überall an sein Erscheinen ein tiefes Grauen, zeigt er sich überall als schlauen, wohl berechnenden, die Schwächen des menschlichen Herzens mit sicherer Hand erfassenden Verführer. In ihm ist weit mehr Einheit und festerer Tact als im Mephistopheles, und er hat sein Opfer selbst ohne Contract viel enger umstrickt, als dieser das seinige, das ihm selber in die Arme sich geworfen hat. Gerade in der größeren Unbestimmtheit, daß ich so sage, in diesem Grau in Grau, manifestirt sich das Dämonische und greift mit seinen Schauern viel tiefer in's menschliche Herz.

Wie stehts nun um den Gang, den beide gehen? Im ersten Theile des Faust führt Mephistopheles seinen Plan mit wahrer satanischer Meisterschaft hindurch, er verheißt seinen Schüler in den rechten Lebensgenuß einzuführen und weiß ihn auf die anscheinend schuldloseste Weise so zu umstricken, daß er in kurzer Frist als Verführer seines Gretchens, als Treubrüchiger gegen seine Geliebte, als Mitschuldiger am Tode ihrer Mutter, als Mörder ihres Bruders, als die entfernte Ursache von dem Tode seines Kindes und von dem Tode seiner Geliebten, die als Kindsmörderin dem rächenden Schwerte des Henkers verfällt — dastehet und dem namenlosesten Elend preisgegeben ist. Das alles weiß Göthe mit einer Wahrheit, einer Seelenkenntniß, einer Sicherheit und Schärfe der

Zeichnung, und einer Gewalt dramatischer Wirkung durchzuführen, daß man gerne den Hexen- und Zauberspuck als eine unschädliche Zuthat, als — wenn ich so sagen darf — einen scherzhaften Schnörkel, verzeiht, um so mehr, da dieser Hexen- und Zauberspuck in dem Glauben des Zeitalters, darin das Stück spielt, einen historischen Boden gefunden hat. Aber wie steht es um den zweiten Theil? Mephistopheles führt seinen Schüler an den kaiserlichen Hof und seine Lustbarkeiten, zurück in seine alte Klosterzelle, hinein in eine klassische Walburgisnacht, zu einem neuen Liebesabentheuer mit der schönen Helena, auf das Schlachtfeld, um dem Kaiser Maximilian den Sieg erringen zu helfen, endlich zu seiner letzten großen That, dem Meere Land abzugewinnen und auf selbst geschaffenem Boden eine neue Colonie zu gründen. Faust bleibt derselbe rastlos Strebende, überall Unbefriedigte, aber von einem tieferen Fall ist so wenig die Rede, wie von einer sittlichen Erhebung. Mephistopheles ist völlig kraftlos geworden, alt mit dem alternden Dichter. Er beschränkt sich höchst genügsam auf einigen Zauberspuck und einigen kalten Spott, begeht zwar noch eine blutige Gewaltthat an dem greisen Paare Philemon und Bauciis, an welcher jedoch Faust selber keinen Antheil hat. Von einer dämonischen, das Herz umstrickenden, das Gewissen mit selbst begangenen oder halbverschuldeten Verbrechen belastenden Gewalt ist keine Rede mehr. Das böse Prinzip ist keineswegs besiegt oder überwunden, es ist nur matt und wirkungslos geworden.

Wie viel anders und besser hält sich der Graue im Schlemihl. Durch den goldenen Seckel gewinnt er einem unbedeutenden Menschen seinen Schatten ab. Eine so geringfügige Hingabe des wahrlich geringsten Theils der Persönlichkeit scheint dem arglosen, von Noth und Elend gedrückten Menschen um solchen hohen Preis ein entschuldbarer, ja ein guter Kauf. Aber bald muß der Arme seinen Irrthum schmerzlich gewahren. Seine Schattenlosigkeit macht ihn zum Gespött des Pöbels, bringt ihn in bessern Gesellschaften in die peinlichste Verlegenheit, scheucht seine Freunde, stößt die Schönen, deren Huld er sich zu gewinnen gewußt hat, zurück, treibt ihn voll Pein und Qual von einem Ort zum andern, raubt ihm die heißgeliebte Braut, eben als ihm in ihrem vollen Besitze das ganze Glück des Lebens aufgehen sollte, und macht ihn vor Jedermann zum Gegenstand eines unheimlichen Grauens. Mit welchen seltsamen und schlauen Erfindungen er auch seine Schattenlosigkeit, wo sie entdeckt wird, zu entschuldigen sucht, jeder ahnet in dem Schattenlosen einen unheimlichen Gesellen, von welchem es gerathen ist, frühzeitig genug sich loszumachen. Der Arge weiß alle diese peinlichen Verlegenheiten, diese Schmerzen und Qualen, höchst geschickt zu benützen, um ihm seinen Schatten wieder anzubieten, aber um keinen andern Preis, als den, daß er ihm seine Seele verschreibe. Er macht ihm den Besitz desselben aufs neue noch wünschenswerther dadurch, daß er ihm seinen Schatten auf einige Zeit wieder leihet; und der Leser fühlet es wohl, an diesem Schatten halte der

Verführer sein auserſehenes Schlachtopfer wie an einem ſtarken und unauflöslichen Bande, das ihm über kurz oder lang die arme Seele noch in die Hände ſpielen müſſe. So bleibt der Graue bis zum letzten Punkte gleich unheimlich, gleich mächtig, gleich furchtbar, bis endlich Schlemihl ſich erhebt, den Schatten und den Reichthum aufopfert, damit der ganzen Welt entſagt und alles hingiebt, um nur das beſſere Selbſt zu retten. Jetzt verſchwindet der Böſe für immer, aber er iſt beſiegt, überwunden durch die ſittliche Selbſterhebung ſeines Schlachtopfers.

Das führt auf den letzten und wichtigſten Punkt unſerer Vergleichung, auf den moraliſchen Gehalt beider Dichtungen, oder auf den Sieg über das böſe Prinzip. Durch gänzliche Selbſtverläugnung und Weltentſagung macht ſich Schlemihl von der Umſtrickung des Satans los. Den verhängnißvollen Seckel wirft er mit Abſcheu in den Abgrund, ſeinem Schatten entſagt er auf immer, er fliehet die Freunde und Welt und ziehet ſich in eine einſame Höhle der ägyptiſchen Wüſte zurück, an kein lebendiges Weſen weiter gekettet, als an einen getreuen Pudel. Ein glücklicher Zufall ſpielt ihm Siebenmeilen-Stiefel in die Hände. Mit ihnen iſt es ihm möglich, ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien, an welche ihn eine frühe Neigung bindet, über die ganze Erde auszudehnen und Forſchungen zu unternehmen, wie kein anderer. Durch frühe Schuld von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, ſagt er ſelber, ward ich zum Erſatz an die Natur, die ich ſtets geliebt, gewieſen, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wiſſenſchaft. So lebte er büßend und entſündigt, nur ſich und ſeinem beſſern Selbſt, und war — gerettet. Noch eine Verſuchung ergehet über ihn. Auf ſeinen Wanderungen plötzlich erkrankt, wird er in ein Hospital gebracht, daſſelbe, das ſein treuer Diener Bendel aus den letzten Reſten ſeines Goldes in ſeiner Vaterſtadt geſtiftet hat, dort ſiehet er auch ſeine geliebte Mina wieder, als Wittwe, wie ſie pflegend und tröſtend unter den Kranken umhergehet. Er zweifelt einen Augenblick, ob er ſich zu erkennen geben, oder unerkannt von dannen gehen ſolle. Auch diesmal ſiegt der beſſere Geiſt; er ſcheidet unerkannt und läßt blos auf ſeinem Bette den Zettel zurück: Auch eurem Freunde ergehet es nun beſſer, als ehemals, und büßet er, ſo iſt's Buße der Verſöhnung. Mit hoher Befriedigung legt man das geiſtvolle, ſinnige Werkchen aus den Händen.

Wie iſt dagegen der Sieg über den Satan in Göthes Fauſt motivirt? Es werde nicht überſehen, daß hier die Aufgabe eine viel ſchwerere war. Fauſt war viel tiefer gefallen und die Rückkehr war ſchwerer; ein ſolcher unbegrenzter, gigantiſcher Geiſt konnte nicht ſo leicht in die enge Begrenzung kirchlicher Bußübungen oder in den breitgetretenen Weg alltäglicher bürgerlicher Rechtlichkeit zurückkehren, eine mehr als menſchliche Entſagung, verbunden mit einer mehr als menſchlichen Erhebung wäre hier erforderlich geweſen; Thaten voll Aufopferung, Kämpfe und Stürme voll heroiſcher Kraft allein hätten ihn ſich

selber wiedergeben können; Büßungen vielleicht in der andern Welt, ohngefähr so, wie sie in einem alten Marionettenspiele »die Päbstin Jutta« betitelt, vorkommen, oder Reinigungen, Läuterungen jenseits von den irdischen Schlakken, durch rächende und sühnende Geister, wie solches in der kabbalistischen Philosophie sich begründet fand, oder eine Lösung vielleicht aus den Banden des Satans erst am jüngsten Gerichte, wie es Klopstock bey seinem Abbadonna versucht hat, — dies ohngefähr hätten die Mittel und Wege seyn mögen, einen Faust zu retten; und wir wollens gerne zugeben, nur einem Genius, wie Göthe, mochte es möglich seyn, eine solche Aufgabe glücklich zu lösen. Aber was hat der Dichter gethan? Sein Faust bleibt unbefriedigt, unersättlich, rastlos — die vollendete Selbstsucht bis zum letzten Augenblicke, noch als Greis und erblindet voll Thatenlust, aber keine That von sittlicher Größe, keine That von moralischem Gehalte, keine sühnende, keine das bessere Selbst wieder gewinnende und rettende That. Er stirbt, der Höllenrachen thut sich auf, Mephistopheles und die Höllengeister lauern auf die scheidende Seele — allein Engel kommen und verscheuchen die Geister durch Rosen der Liebe, die sie streuen, fromme Anachoreten beten für ihn, büßende Sünderinnen, an ihrer Spitze Gretchen, sprechen bey der Jungfrau Maria für ihn vor und so vollbringt sich die Rettung durch nichts weiter, als — eine Marionneten-Scenerie. Der Leser wird mit der schalen Enderklärung entlassen: »Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen, — und hat an ihm die

Liebe gar von oben Theil genommen, begegnet ihm die seel'ge Schaar mit herzlichem Willkommen. — Das Unbeschreibliche hier ist es gethan; das ewig Weibliche zieht uns hinan.« Rastloses Streben also — gleichviel ob im Interesse der Selbstsucht oder der Menschheit, ob im Dienste Gottes oder des Satans, ob im Dienste der Wissenschaft oder der Thorheit — das soll den Himmel aufschließen. Noch ein anderes und besseres Motiv ist gegeben: Die Liebe von oben, welche an einem Menschen Theil genommen hat; und dagegen freilich wäre nichts einzuwenden. Wir müssen nur fragen, ob denn etwa diese Liebe eine ganz unbedingte ist und gar nicht nach der Sittlichkeit des Lebens fragt? Endlich noch ein drittes Motiv, die Liebe zu Gretchen. »Das ewig Weibliche zieht uns hinan.« Wir schreiben zwar der Frauenliebe alle mögliche, läuternde, heiligende und zum Himmel erhebende Kraft zu. Allein dieser Liebe Fausts zu Gretchen, die ihr ganzes Wesen in dem bekannten Worte charakterisirt: »Wenn nicht das süße junge Blut heut Nacht in meinen Armen ruht, so sind wir um Mitternacht geschieden;« dieser Liebe, vom Zaubertrank entzündet, durch Verführung eines schuldlosen Kindes und durch Vergiftung der Mutter zu ihrem Ziele geführt und gleich nach vollbrachtem Genusse wieder aufgegeben; dieser Liebe, deren Faust im ganzen zweiten Theile, ein langes Leben und ein hohes Greisenalter hindurch mit keinem sanften Sehnen, mit keiner schmerzlichen Wehmuth mehr gedenkt, läuternde und rettende Kraft zuzuschreiben, ist

der strafbarste Leichtsinn, ein Hohn gegen Religion, Sittlichkeit und Poesie.

Es ist öfter beklagt worden, daß Göthe den zweiten Theil des Faust geschrieben und nicht lieber das große Räthsel ungelößt gelassen hat. Gewiß, er hat sich durch die Zuendeführung des Faust selbst das schönste Lorbeerblatt aus seiner vollen Dichterkrone gerissen!

II.

Friedrich Hölderlin.

Geboren den 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar.

Und dein Haupt, o Schwan von Hellas, schönheitstrunkner Hölderlin,
Sollte statt der Lorbeerkrone nur ein Dornenkranz umzieh'n! —

Mit diesen schönen, bedeutsamen Versen hat Emanuel Geibel in seinen Zeitstimmen das Andenken eines Dichters gefeiert, der noch immer weit weniger gekannt und geschätzt ist, als er es verdient. Während z. B. Wolfgang Menzel, Heinrich Kurz, Thom. Scherr, Theodor Mundt und ganz neuerdings Rosenkranz ihm die gebührenden literarischen Ehren erwiesen, hat Gervinus in den geräumigen Hallen seines großen Werkes über die deutsche Poesie kaum ein Plätzchen für ihn übrig gehabt. Sonderbar! Denn mögen wir nun Hölderlin's Dichtungen nur als solche betrachten, oder auch nach dem Geist, der in ihnen weht, nach der Weltanschauung, die sich in ihnen ausspricht, nach der Stellung endlich, die dem zufolge ihr Dichter zu seiner Zeit und noch zu der unseren einnimmt,

beurtheilen; so müssen wir sagen, daß er in jeder Beziehung aller Beachtung würdig sei.

Wenn je ein Dichter den Namen eines Dichters verdient hat, so ist es Hölderlin. Menzel sagt von ihm: »Hölderlins Gemüth gehört zu den seltenen, die von Natur poetisch sind und in jeder Aeußerung Poesie athmen, wie die Blume den beständigen, ihr eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetisches; er bemüht sich nicht, es zu machen, zu erkünsteln: er ist es schon. Er strahlt das poetische Feuer nur von innen aus; er läßt es brennen in kunstlosen, ja in wilden Flammen, bis es sich selbst verzehrt hat. Seine Seele ist eine zartbesaitete Aeolsharfe, erst leise melodisch bewegt vom Winde, dann vom Sturme gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch schönen Klängen zerrissen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er singt, so ist es dieser. Im Strome seiner Lieder ist jeder Tropfen seinem Herzen entquollen.« Diese Charakteristik Hölderlinischer Poesie ist im Allgemeinen so wahr, als sie selbst schön und poetisch ist. Dennoch muß noch vervollständigend hinzugefügt werden: Es ist nicht das Poetische schlechthin, nicht die schöne Empfindung und Erscheinung allein, nicht blos das Natur- und Natürlichschöne, welches in ihm lebt und anklingt und aus ihm in natürlichschönen Formen hervorbricht: sondern, obwohl dieses Naturpoetische und Natürlichschöne der Urquell ist, aus welchem alle wahre, und darum auch Hölderlins Poesie entspringt; so hat diese doch auch unverkennbare Merkmahle des Kunstschönen und des Strebens an sich, das-

selbe in möglichst vollendeter, und zwar in classischhellenischer Form hervorzubringen. So bieten sich viele Hölderlinische Gedichte, deren Geist und Wesen romantisch ist, indem sie von dem überschwänglichen Streben nach dem Göttlichen, Ewigen, Unendlichen erfüllt sind, als nicht immer mißglückte Versuche dar, die Aufgabe zu lösen, deren Lösung Göthe für unmöglich gehalten hat, die aber nichts desto weniger Aufgabe der gegenwärtigen, ja aller künftigen Poesie bleibt, — das Romantische nämlich und Classische zu vermählen, oder vielmehr aus ihrer Vermählung ein Neues entstehen zu lassen. Dieses Neue wird hoffentlich nicht immer jenem schnell verlodernden Euphorion gleichen, jenem Sohne des Göthe'schen Faust und der von den Müttern heraufbeschwornen, schemen- und zauberhaften Helena. — Hölderlin nun hatte auf dem Grunde ursprünglicher, ihm eigener Natur und einer durch das Studium der Classiker, besonders der Griechen vermittelten Bildung in sich selbst eine ideale Welt aufgebaut, deren Realisirung ihm Aufgabe des Lebens, deren künstlerische Darstellung ihm Aufgabe der Kunst, der Poesie, seine eigene schien. Nichts war ihm innerlich gewisser, als eine in Gott, als in ihrem Mittelpunkt harmonische Welt. Echtgriechisch dachte er sich Gott als das Eine in sich selbst Unterschiedene, in welchem die Unterschiede nicht sowohl vernichtet, als vielmehr zur Harmonie gestimmt wären. Die Menschen aber, befähigt, dieser Weltharmonie im Geiste inne zu werden, hätten die Aufgabe, sie in allem ihrem Thun darzustellen, selbstthätig zur Lösung aller Dissonanzen des

äußeren und innern Lebens, der Natur und des Geistes, der materiellen und spirituellen Interessen, der Nothwendigkeit und Freiheit, namentlich auch auf dem Gebiete des sittlichen, geselligen, staatlichen Lebens beizutragen. Allein, so wie er um sich schaute, aus seiner innern Idealwelt hinaus trat in die wirklichen Verhältnisse des Lebens, seiner Familie, seiner Freunde, seines Volkes, seiner Zeit, welches die der Revolution war; so mußte er sich, wie in einem Kerker bald, bald wie in einer Hölle, wie unter satanischen Geistern fühlen, welche die harmonische Welt seines Busens verhöhnten, verdarben, ja zu vernichten drohten. Er mußte endlich sich gestehen, daß die Realisirung dieser Welt, obgleich sie der Menschheit ewige Aufgabe sey, zu vollbringen, des Einzelnen, der Menschheit, wenigstens der gegenwärtigen Menschheit Kraft, und selbst ihre poetische Darstellung seine eigene übersteige. Gleichwohl sey es Pflicht, Ehre und Ruhm des Menschen, fortwährend im Kampf zu stehen gegen die feindlichen Mächte, und in immer neu zu erringenden Siegen die eigene, gottverwandte Natur zu behaupten. Bald hören wir ihn daher in dithyrambischer Begeisterung aufjauchzen, und in titanischer Lust das Schicksal zum Kampf herausfordern, im Odenflug preisen die Freiheit und den Tod für's Vaterland, in Hymnen und Elegien besingen die Schönheit der Natur, die Süßigkeit vergangener Tage, die Sehnsucht nach der Heimat, in allen Formen aber beklagen den Untergang der griechischen Welt, welcher sein Geist angehörte und in welcher er Alles verwirklicht wähnte,

wonach sein Herz begehrte, endlich aber auch die Verzweiflung darüber dumpf erdröhnen, daß die Wiedererweckung eines Lebens, wie das Griechische gewesen, oder die Neugestaltung eines Aehnlichen und selbst die dichterische Verklärung der Welt als einer in Gott harmonischen, wo nicht überhaupt, so doch leider ihm unmöglich sey. Wegen dieses Inhaltes und Wesens seiner Poesie hat ihn Achim von Arnim den größten elegischen Dichter Deutschlands genannt; und er ist es unstreitig, ein Riese gegen Hölty und Salis, gegen Matthisson und Tiedge. Theodor Mundt aber sagt geistvoll und treffend über die Stellung, welche ihm seine Dichtung zur Literatur und Welt giebt, Folgendes: »Hölderlin steht an der Gränzscheide unseres Jahrhunderts als eine tiefsinnige Hieroglyphe der modernen Bildung da und bietet in dem innern Kampfe mit den Elementen der Zeit eine romantische Erscheinung dar auf der Grundlage des antiken, classischen Geistes.« Ich glaube diesen Worten noch beifügen zu müssen, daß Hölderlin derjenige Dichter sey, der mit der Wiedererweckung griechischen Lebens, Dichtens und Denkens eigentlich Ernst gemacht hat. Auch gibt es keinen deutschen Dichter, der so echt hellenisch gefühlt, geschaut, gedacht hätte. Keinem ist es daher wie ihm gelungen, die ganze griechische Weltanschauung in sich wiederzugebären; und er geht darin so weit, daß ihm Aether und Sonne und Zeus und alle griechischen Götter wirkliche göttliche Wesen sind, und daß er die Dichter, die sich dieser Gestalten bedienen, ohne an sie zu glauben, scheinheilige Dichter nennt.

äußeren und innern Lebens, der Natur und des Geistes, der materiellen und spirituellen Interessen, der Nothwendigkeit und Freiheit, namentlich auch auf dem Gebiete des sittlichen, geselligen, staatlichen Lebens beizutragen. Allein, so wie er um sich schaute, aus seiner innern Idealwelt hinaus trat in die wirklichen Verhältnisse des Lebens, seiner Familie, seiner Freunde, seines Volkes, seiner Zeit, welches die der Revolution war; so mußte er sich, wie in einem Kerker bald, bald wie in einer Hölle, wie unter satanischen Geistern fühlen, welche die harmonische Welt seines Busens verhöhnten, verdarben, ja zu vernichten drohten. Er mußte endlich sich gestehen, daß die Realisirung dieser Welt, obgleich sie der Menschheit ewige Aufgabe sey, zu vollbringen, des Einzelnen, der Menschheit, wenigstens der gegenwärtigen Menschheit Kraft, und selbst ihre poetische Darstellung seine eigene übersteige. Gleichwohl sey es Pflicht, Ehre und Ruhm des Menschen, fortwährend im Kampf zu stehen gegen die feindlichen Mächte, und in immer neu zu erringenden Siegen die eigene, gottverwandte Natur zu behaupten. Bald hören wir ihn daher in dithyrambischer Begeisterung aufjauchzen, und in titanischer Lust das Schicksal zum Kampf herausfordern, im Odenflug preisen die Freiheit und den Tod für's Vaterland, in Hymnen und Elegien besingen die Schönheit der Natur, die Süßigkeit vergangener Tage, die Sehnsucht nach der Heimat, in allen Formen aber beklagen den Untergang der griechischen Welt, welcher sein Geist angehörte und in welcher er Alles verwirklicht wähnte,

wonach sein Herz begehrte, endlich aber auch die Verzweiflung darüber dumpf erdröhnen, daß die Wiedererweckung eines Lebens, wie das Griechische gewesen, oder die Neugestaltung eines Aehnlichen und selbst die dichterische Verklärung der Welt als einer in Gott harmonischen, wo nicht überhaupt, so doch leider ihm unmöglich sey. Wegen dieses Inhaltes und Wesens seiner Poesie hat ihn Achim von Arnim den größten elegischen Dichter Deutschlands genannt; und er ist es unstreitig, ein Riese gegen Hölty und Salis, gegen Matthisson und Tiedge. Theodor Mundt aber sagt geistvoll und treffend über die Stellung, welche ihm seine Dichtung zur Literatur und Welt giebt, Folgendes: »Hölderlin steht an der Gränzscheide unseres Jahrhunderts als eine tiefsinnige Hieroglyphe der modernen Bildung da und bietet in dem innern Kampfe mit den Elementen der Zeit eine romantische Erscheinung dar auf der Grundlage des antiken, classischen Geistes.« Ich glaube diesen Worten noch beifügen zu müssen, daß Hölderlin derjenige Dichter sey, der mit der Wiedererweckung griechischen Lebens, Dichtens und Denkens eigentlich Ernst gemacht hat. Auch gibt es keinen deutschen Dichter, der so echt hellenisch gefühlt, geschaut, gedacht hätte. Keinem ist es daher wie ihm gelungen, die ganze griechische Weltanschauung in sich wiederzugebären; und er geht darin so weit, daß ihm Aether und Sonne und Zeus und alle griechischen Götter wirkliche göttliche Wesen sind, und daß er die Dichter, die sich dieser Gestalten bedienen, ohne an sie zu glauben, scheinheilige Dichter nennt.

Je unglaublicher dieß Jedem vorkommen wird, desto nothwendiger scheint es, durch Anführung von Stellen, die keiner Mißdeutung fähig sind, schon hier den Beweis zu führen, obgleich kaum ein auf Hellas bezügliches Gedicht aufzufinden seyn möchte, welches nicht eben dafür spräche. In einem, formell höchst vollendeten Hymnus an den Aether, in welchem dieser, wie 15 Jahr später in Okens Naturphilosophie, als der himmlische Vater aller Lebendigen gepriesen und die Sehnsucht ausgesprochen wird, zu ihm hinauf, in seine Arme zu schweben, in seinen leichten, hellen Fluthen sich zu baden, kommen folgende Stellen vor:

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen!

Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen;
Aber du nährest sie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens! — —

Nachdem er nun das Verlangen alles Lebendigen, in den Schooß dessen zurückzukehren, von dem sie das Licht des Lebens haben, geschildert hat, schließt er diese höchst lebenvolle Schilderung mit folgender Stelle:

Wie die freundliche Heimath
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.

Dieß und der ganze Hymnus ist so ganz im Hellenischen Geiste gedichtet, daß man ihn für eine gelungene Uebersetzung aus dem Griechischen zu halten versucht wird.

Ferner heißt es in einer Elegie »Archipelagus,« den er wieder mit dem Meergott Poseidon identificirt, in einem Gedicht, welches wohl eines seiner vollendetsten, ja aller neueren Gedichte ist, in denen Geist und Form des Antiken zu neuem Leben erwacht sind:

Auch die Himmlischen, sie, die Kräfte der Höhe, die stillen,
Die den heiteren Tag und süßen Schlummer und Ahnung
Fernher bringen über das Haupt der fühlenden Menschen
Aus der Fülle der Macht, auch sie, die alten Gespielen,
Wohnen, wie einst, mit dir; und oft am dämmernden Abend,
Wenn von Asiens Bergen herein das heilige Mondlicht
Kommt und die Sterne sich in deiner Woge begegnen,
Leuchtest du von himmlischem Glanz, und so, wie sie wandeln,
Wechseln die Wasser dir, es tönt die Weise der Brüder
Droben, ihr Nachtgesang, im liebenden Busen dir wieder.
Wenn die allverklärende dann, die Sonne des Tages,
Sie, des Orients Kind, die wunderthätige, da ist,
Dann die Lebenden all' im goldenen Traume beginnen,
Den die Dichtende stets des Morgens ihnen bereitet,
Dir, dem trauernden Gott, dir sendet sie froheren Zauber,
Und ihr eigen freundliches Licht ist selber so schön nicht, —
Dann das Liebeszeichen, den Kranz, den immer, wie vormals,
Deiner gedenk, doch sie um die graue Locke dir windet.
Und umfängt der Aether dich nicht, und kehren die Wolken,
Deine Boten, von ihm mit dem Göttergeschenke, dem Strahle,
Aus der Höhe dir nicht? Dann sendest du über das Land sie,
Daß am heißen Gestad die gewittertrunkenen Wälder
Rauschen und wogen mit dir, daß bald, dem wandernden Sohn gleich,
Wenn der Vater ihn ruft, mit den tausend Bächen Mäander
Seinen Irren enteilt, und aus der Ebne Kayster
Dir entgegen frohlockt, und der Erstgeborne, der Alte,
Der zu lange sich barg, dein majestätischer Nil, itzt
Hochherschreitend aus fernem Gebirg, wie im Klange der Waffen
Siegreich kommt und die offnen Arme, der Sehnende, reichet.

Dennoch einsam dünkest du dich; in schweigender Nacht hört
Deine Weheklage der Fels, und öfters entflieht dir
Zürnend von Sterblichen weg die geflügelte Woge zum Himmel.
Denn es leben mit dir die edlen Lieblinge nimmer,
Die dich geehrt, die einst mit den schönen Tempeln und Städten
Deine Gestade bekränzt; und immer suchen und missen,
Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die geweihten
Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menschen

Dasselbe Gedicht schließt endlich mit folgendem, gebetartigen Anruf:

Aber du, unsterblich, wenn auch der Griechengesang schon
Dich nicht feiert, wie sonst, — aus deinen Wogen, o Meergott!
Töne mir in die Seele noch oft. daß über den Wassern
Furchtlos rage der Geist, dem Schwimmer gleich, in der Starken
Frischem Glücke sich üb', und die Göttersprache, das Wechseln
Und das Werden, versteh'; und wenn die reißende Zeit mir
Zu gewaltig das Haupt ergreift, und die Noth und das Irrsal
Unter Sterblichen mir mein sterblich Leben erschüttert,
Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken.

Geht aus diesen Anführungen schon ziemlich deutlich hervor, daß Hölderlin positiv, wie ein alter Grieche wirklich, die Natur angeschaut, empfunden und gedacht hat, als erfüllt und durchwohnt von göttlichen Kräften und Wesen; so werden folgende Gedichte dasselbe nur noch bekräftigen.

An die untergegangene Sonne.

Wo bist du? Trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt,
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Hat er in dieser Ode jene Völker fromm genannt, die den Sonnengott noch gläubig verehren, so tadelt er in einer andern, welche überschrieben ist: Die scheinheiligen Dichter, diese, weil sie an die Götter, an Helios nicht mehr glauben:

Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verstand: ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott;
Todt ist die Erde; wer mag ihr danken?

Getrost, ihr Götter! zieret ihr doch das Lied,
Wenn schon aus euren Namen die Seele schwand;
Und ist ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur, so gedenkt man deiner.

Der sarkastische Trost, den er den Göttern in der zweiten Strophe zuruft und die Wendung, daß man doch bei jeder entscheidenden Frage auf die Natur,*) die Mutter der Götter und Menschen, zurückgetrieben werde, sprechen deutlich genug dafür, daß es ihm mit den alten Göttern, den als persönlich göttliche Wesen gedachten Elementen, Kräften und Erscheinungen der Natur, voller Ernst war. Und besinnen wir uns nur ein wenig, so werden wir finden, daß Hölderlin gar nicht so vereinsamt dasteht mit seiner hellenischen Naturgötterverehrung. Ich will gar nicht von Fr. Creuzer's Symbolik und der gan-

*) Höchst wahrscheinlich Anspielung auf die am Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfang des unseren entstandene Naturphilosophie, deren Stifter noch dazu ein jüngerer Studiengenoß Hs. war und von ihm, wie Hegel, ohne Zweifel manche bedeutende Anregung empfangen hat.

zen, von ihr erzeugten Mythologenschule reden, deren Bedeutung unstreitig nur darin liegt, daß sie den antiken Göttergestalten wieder zu einer gewissen Wesenhaftigkeit verhelfen will: hat nicht der größte noch lebende Philosoph, Schelling, schon in seinen Göttern von Samothrake 1815 dasselbe gethan, und lehrt er nicht noch heute eben so gut eine Philosophie der Mythologie, wie eine der Offenbarung, darinnen er den griechischen Göttern mit demselben Ernst Realität vindicirt, wie dem Jehovah und allen Engeln und Teufeln? Und endlich wird auch Jeder zugeben, daß Schiller und Göthe, wenn jenen nicht sein rationaler Idealismus, diesen sein rationaler Realismus abgehalten hätte, auf dem besten Wege waren, zu thun, was Hölderlin wirklich gethan hat. *) Die Klage über die untergangene griechische Welt und ihre Götter theilen sie mit ihm, wie Jedermann bekannt ist. Aber auch mit dieser Klage meinte er es ernster, wie irgend ein Anderer, wenn er z. B. singt:

Mich verlangt in's beſſ're Land hinüber,
Nach Alkäos und Anakreon,
Und ich schlief im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;

Ach! es sei die letzte meiner Thränen,
Die dem heiligen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an.

*) Herder sogar kehrte gegen das Ende seines Lebens zu der Ansicht zurück, nur in griechischer Form sey höhere Poesie, namentlich das Drama zu cultiviren.

Wäre hier der Ort zur Besprechung eines Romans, »Hyperion oder der Eremit in Griechenland,« den Hölderlin im Jahre 1797 erscheinen ließ, und welcher 1822 eine zweite Auflage erlebt hat; so würde das Ergebniß dasselbe, nämlich dieß sein: daß in Hölderlin der Hellenismus, der seit dem Reformationszeitalter immer mehr zum nothwendigen Gliede der höheren Jugendbildung gemacht wurde, den Culminationspunkt erreicht hat, auf welchem er den Versuch machte, Leben und Poesie ganz zu durchdringen. Allein zu derselben Zeit hatten sich auch schon die glücklichen Bemühungen für Shakspeare und die südlichen Dichter, für die mittelalterliche und die orientalische Poesie, erhoben, welche die weitere Verfolgung jenes Versuchs unmöglich machten, und z. B. in Platen einen zu früh dahingeschiedenen Dichter hervorriefen, der gezeigt hat, daß ein deutscher Dichter sich, formell wenigstens, in allen Sätteln, die man dem Flügelroß auflegen mag, sattelfest zu machen, und das edle Thier zu lenken versteht.

Obgleich ich in der bisherigen, allgemeinen Charakteristik schon die nicht unbedeutende Stellung bezeichnet habe, welche unserm Hölderlin in der deutschen Poesie gebührt; so ist, um denselben ganz würdigen zu lernen, doch noch erforderlich, mehrere Gedichte anzuführen, welche die besondere Eigenthümlichkeit, den Anschauungs-, Gefühls- und Vorstellungskreis ihres Dichters entschiedener wahrnehmen lassen und zugleich Kunde davon geben, mit welcher, bis zu vollkommener Natürlichkeit sich steigernden Gewandtheit er sich in den classischen Formen der Poesie bewegt. —

Worauf unser Dichter sehr häufig zurückkommt, das ist Schilderung der Natur und in Verbindung mit dieser die Heimat, unter welcher er immer die gesegneten Thäler des Neckars und des Rheines versteht. Inniger und zarter hat sich wohl kaum ein anderer Dichter mit der Natur im Bunde, in beständigem Wechselverkehr, ja in untrennbarer Einheit gefühlt. Man höre:

Und wie du das Herz der Pflanzen erfreuest,
Wenn sie entgegen dir die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut, Vater Helios! und wie Endymion,
War ich dein Liebling, heilige Luna!

Oder:

An eine Rose.

Ewig trägt im Mutterschooße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die stille, große,
Allbelebende Natur.

Röschen! unser Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich;
Doch der ewige Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüthe sich.

Das Anschauen der Natur, verbunden mit der Vorstellung von der Rückkehr in die Heimat erfüllt ihn stets mit wehmüthiger Freude, mit der Hoffnung, in ihrem Schooß von den Kämpfen des Lebens auszuruhen. Ich theile, indem ich übrigens als eben so schön bezeichnen muß das Fragment: »Die Nacht,« dann »Heidelberg,« »die Rückkehr in die Heimath," »die Schweiz« den Haupttheil mit von der Elegie »der Wandrer.« Nach-

dem er die zu heißen und zu kalten Gegenden der Erde prachtvoll, aber als solche geschildert, welche dem Gedeihen des Lebens auf verschiedene Weise zwar, doch in gleich hohem Grade feindlich seyen, fährt er fort:

Aber jetzt kehr ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an;
Und das strebende Herz besänftigen mir die Vertrauten,
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt;
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß: mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächelnder Blüte,
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock;
Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier: kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Sens', und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier lenkend die Schritte gebeut;
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein.
Das die Sonne des May's schmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt, und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog;
Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimathliche Natur, wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeiht die Pfirsiche mir; noch wachsen gefällig

Mir ans Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf;
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaum's,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Waldes unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach.
Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne, dein Licht.
Feuer trink ich und Geist aus deinem freudigen Kelche;
Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Milde Sonne, zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruh'n.

Ein stolzerer, stürmischerer Geist, als in diesen der Natur und Heimat geweihten Gesängen, weht in denen, welche sich mit dem Lose des Menschen, der Menschheit beschäftigen; in diesen spricht sich vornehmlich eine große, heldenartige Gesinnung und selbst titanischer Trotz aus. Ich wähle als Repräsentanten der wenigen, zu dieser Gattung gehörigen Gedichte eines, welches »das Schicksal« überschrieben ist, weil es bei'm erstmaligen Lesen und Hören faßlicher ist, als die eben so schöne und tiefe Hymne: Dem Genius der Kühnheit. *)

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo sich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber schwand;
Als nun des Schicksals ehr'ne Rechte,
Die große Meisterin, die Noth,
Dem übermüthigen Geschlechte
Den langen bittern Kampf gebot:

(* P. 8. der Ausgabe von 1843.

Da sprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er sie, die schöne Spur,
Zu seiner Tugend schwerem Siege
Der Sohn der heiligen Natur.
Der hohen Geister höchste Gabe,
Der Tugend Löwenkraft, begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Lust der goldnen Erndte
Im Sonnenbrande nur gedeihn.
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer frei und stolz zu seyn.
Triumph! die Paradiese schwanden:
Wie Flammen aus der Wolke Schooß,
Wie Samen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen sich Heroen los.

Der Noth ist jede Lust entsprossen
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit.
So stieg in tiefer Flut erzogen,
Wohin kein sterblich Auge sah,
Still lächelnd aus den schwarzen Wogen
In stolzer Blüte Cypria.

Durch Noth vereiniget, beschwuren,
Vom Jugendtraume süß berauscht,
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwert und Lanze ward getauscht;
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit;
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unsterblichkeit.

— — — — — — — — —

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;

Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern,
Was groß und göttlich ist, besteht.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
(So) reife von des Mittags Flamme,
(So) reife nur von Kampf und Schmerz,
Die Blüt' am grenzenlosen Stamme,
Wie Sproße Gottes, dieses Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erschwinge
Mein Geist des Lebens höchste Lust!
Der Tugend Jugendlust verjünge
Bei kargem Glücke mir die Brust.

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge:
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege — dieses Herz.

Nicht weniger edel und groß, aber gehaltener und gemäßigter spricht sich Hölderlins Gesinnung in einer andern Reihe von Gedichten aus, die Leben, Beruf, Geschick des Dichters zum Inhalte haben. — Bald wird das Loos des Dichters selig gepriesen, da er, so fern er ein wahrer sey, die Menschen erhebe und erfreue, ein Beruf, dessen Erfüllung selbst mit dem größten Opfer, mit dem Leben nicht zu theuer erkauft sey. Dann wieder werden die Dichter aufgefordert, ihres hohen Berufs eingedenk, Vorkämpfer zu seyn für die höheren Interessen des Lebens. Da dieser Gedanke jetzt, nachdem Hölderlin ihn vor vierzig Jahren schon ausgesprochen, zum Feldruf der

jüngsten Dichter geworden ist; so will ich ihn in seiner ersten Fassung vortragen:

An unsere Dichter.

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heil'gem
Weine vom Schlafe die Völker weckend.

O weckt, ihr Dichter, weckt sie vom Schlummer auf,
Die jetzt noch schlafen! gebt die Gesetze, gebt
Uns Leben! singt, Heroen! Ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

Wie er selbst unter andern Tönen allenfalls auch diesen, aus dem Schlummer weckenden anzuschlagen verstanden hätte, mögen die Schlußstrophen aus der oben schon angeführten Hymne »An den Genius der Kühnheit« zeigen.

Doch schrecklich war, du Gott der Kühnen!
Dein heilig Wort, wenn unter Nacht und Schlaf
Verkündiger des ewigen Lichts erschienen,
Und den Betrug der Wahrheit Flamme traf!
Wie seinen Blitz aus hohen Wetternächten
Der Donnerer auf lange Thale streut,
So zeigtest du entarteten Geschlechten
Der Riesen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Du wogst mit streng gerechter Schale,
Wenn mit der Wage du das Schwert vertauscht;
Du sprachst, — es wankten die Sardanapale,
Vom Taumelkelche deines Zorns berauscht.
Es schreckt umsonst mit ihrem Tigergrimme
Dein Tribunal die alte Finsterniß;
Du hörtest ernst der Unschuld leise Stimme,
Und opfertest der heil'gen Nemesis.

Verlaß mit deinem Götterschilde,
Verlaß, o du, der Kühnen Genius,

Die Unschuld nie! Gewinne dir und bilde
Das Herz der Jünglinge mit Siegsgenuß!
O säume nicht; erwache, strafe, siege,
Und sichere stets der Wahrheit Majestät,
Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege,
Des Himmels Kind, der ewige Friede, geht! —

Das schönste von allen diesen Dichtergesängen ist offenbar »Der blinde Sänger.« Der einfache Gedankengang dieser alkäischen Ode ist folgender. Der blindgewordene Sänger sehnt sich nach dem Licht, welches die Pfade seiner Jugend beschienen. Nun von ewiger Nacht umgeben, bleibt ihm nur die Erinnerung an frühere Tage, und das Spiel mit selbstgeschaffenen Gestalten. Doch verläßt ihn die Hoffnung nicht, er werde wieder aus der Nacht befreit werden. Da trifft öfters der Donner des Himmels sein Ohr, und indem er den Weg desselben so weit als möglich verfolgt, wird er von dem Gedanken Gottes und seiner Herrlichkeit erfüllt, wie von einem höheren reineren Licht, in welchem sein ganzes Leben verklärt erscheint, er selbst sich aber so überselig fühlt, daß er alle seine Lieben Theil nehmen lassen möchte an seiner himmlischen Freude.

Der blinde Sänger.

Wo bist du jugendliches, das immer mich
Zur Stunde weckt des Morgens, wo bist du Licht?
Das Herz ist wach: doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonst lauscht ich um die Dämmerung gern, sonst harrt'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umsonst;
Nie täuschten mich, du holdes, deine
Boten, die Lüfte: Denn immer kamst du:

Kamst allbeseligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne. Wo bist du, Licht?
Das Herz ist wieder wach: doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Mir grünten sonst die Lauben, es leuchteten
Die Blumen wie die eigenen Augen mir,
Nicht ferne war das Angesicht der
Lieben und leuchtete mir; und droben

Und um die Wälder sah ich die Fittige
Des Himmels fliegen, da ich ein Jüngling war:
Nun sitz' ich still allein von einer
Stunde zur andern und Gestalten

Aus Lieb' und Leid der helleren Tage schafft
Zur eignen Freude nun mein Gedanke sich,
Und ferne lausch ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt
Und ihm das Haus bebt und der Boden
Unter ihm dröhnt und der Berg es nachhallt.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer, vom Untergang zum
Orient eilen, und ihm nach tönt ihr,

Ihr meiner Seele Saiten! es lebt mit ihm
Mein Geist, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er trachtet, so geleit ich
Gerne den sicheren auf der Irrbahn.

Wohin? Wohin? ich höre dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönt's.
Wo endest du? und was, was ist es
Ueber den Wolken? und o, wie wird mir!

Tag! Tag! du über stürzenden Wolken, sey
Willkommen mir! es blühet mein Auge dir.
O Jugendlicht! o Glück! das alte
Wieder! doch geistiger rinnst du nieder,

Du goldner Quell aus heiligem Kelch, und du,
Du grüner Boden! friedliche Wieg! und du,
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einst, o nahet,

O kommt, daß euer, euer die Freude sey,
Ihr alle, daß euch segne der Sehnende!
O nehmet, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das göttliche, mir vom Herzen.

Daß auch für Freiheit und Vaterland eines Dichters Herz geschlagen habe, das so erhabenen Schwunges fähig ist, wie wir bisher gesehen haben, das bedürfte an sich schon keiner besonderen Versicherung. Bereits das mitgetheilte Gedicht: »An unsere Dichter« konnte als Beispiel dienen; es gibt aber mehrere, die unseren Dichter auch in dieser Richtung als Vorläufer neuerer Dichter zeigen. Ich wähle nur zwei aus, eines, in welchem er höchst bitter den Deutschen vorwirft, daß sie nicht thatkräftiger, nur Ideologen sind, wie freilich er selbst auch; und ein zweites, wo er zur Schlacht ruft und um den Tod fleht für's Vaterland.

An die Deutschen.

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch und Sporn
Auf dem Rosse von Holz muthig und groß sich dünkt!
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seyd
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?

O ihr Lieben, so nehm't mich,
Daß ich büße die Lästerung.

Schon die beiden letzten Verszeilen zeigen, daß die bittere Ironie nicht Verachtung, sondern den innigsten Wunsch zur Grundlage hat, daß es besser seyn und werden möchte. Um das Gedicht übrigens ganz zu verstehen, muß man sich erinnern, daß es in der Zeit der Revolutionskriege und des Fichte'schen Idealismus gedichtet ist, und daß Hölderlin für beide sich interessirte. Daß dieser Idealismus, der die ganze Welt in's Ich zusammendrängte, von dem moralischen Quellpunkt desselben aus, wirklich zur That spornen und führen könne, zeigte sich erst später, als Hölderlin nichts mehr davon vernehmen konnte. — Wie theuer ihm aber wirklich das Vaterland war, dafür sprechen folgende Verse aus der »Rückkehr in die Heimat:«

Doch du mein Vaterland, du heilig
Duldendes, siehe! du bist geblieben.

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehst du theures die deinen auch,
Und mahnest in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen der Jünglinge
Die eigenmächtigen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Giebt der Geläuterte dir sich lieber.

Vernehmen wir nun noch »den Tod für's Vaterland.«

Du kommst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,

Wo keck herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms; doch sichrer

Kommt über sie die Seele der Jünglinge:
Denn die Gerechten schlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Knie der Ehrelosen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tod!
Umsonst zu sterben lieb ich nicht: doch
Lieb' ich zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland, und bald ist's geschehen. Zu Euch,
Ihr Theuren, komm' ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter.

Wie oft im Lichte dürstet ich euch zu seh'n,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit! —
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling und brüderlich ist's hier unten.

Hier sehen wir ihn denn selbst da, wo er den Tod für's Vaterland preist und herbeiwünscht, in der Sehnsucht nach den Helden und Dichtern des alten Griechenlands enden, die Vereinigung mit ihnen im Elysium als schönsten Lohn der freudigen Opferung für's Vaterland bezeichnen, ja gleich vorweg in Empfang nehmen. — So ganz war er Grieche in Gesinnung und Geist, als Mensch und Dichter, und so wahr ist es, wenn ihn E. Geibel, Schwan von Hellas und schönheittrunken nennt.

Haben wir bisher gesehen, was Hölderlin für ein Dichter ist; so haben wir doch noch nicht erfahren, wer er ist? Die Skizze seines Lebens, die ich Ihnen daher noch zu geben habe, wird hoffentlich in sich selbst die

Rechtfertigung enthalten, warum ich dieselbe dieses Mal gegen meine Gewohnheit der Charakteristik des Dichters nicht vorangestellt habe, sondern jetzt erst folgen lasse. Was ich übrigens über ihn zu sagen weiß, verdanke ich vornehmlich der kurzen Biographie G. Schwab's vor Hölderlins Gedichten und einem Aufsatze des auch schon dahin gegangenen Dichters Waiblinger, den dieser vor 11 Jahren zuerst in den Zeitgenossen hat abdrucken lassen.

Friedrich Hölderlin ist in jenem merkwürdigen deutschen Lande geboren, welchem Deutschland seine größten Kaiser, ausgezeichnete Dichter und Philosophen, Astronomen und Geschichtschreiber verdankt, — in Schwaben; und zwar erblickte er hier an den Ufern des anmuthig dahin rauschenden Neckar zu Lauffen am 29. März 1770 das Licht der Welt. Sein Vater, der dem Beamtenstande angehörte, starb, als der zarte Knabe zwei Jahre alt war. Seine Mutter, eine geborne Heyn, deren Vater aus Altenburg in Sachsen stammte, war eine vortreffliche, fromme und häusliche Frau. Sie gab dem Sohne in dem Kammerrath Gock zu Nürtingen, den sie heirathete, einen zweiten Vater; allein auch dieser starb schon im Jahre 1779, und Hölderlin wurde so mit einer Schwester und einem Halbbruder von der Mutter allein erzogen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß H., der auch in seiner ganzen Natur der Mutter nachartete, ihrer Erziehung die Reinheit der Gesinnung und den sittlichen Adel verdankt, der sein ganzes Leben wie seine Dichtung durchdrang. Er war ein lebhaftes, schönes, fast zu zartes Knäblein,

welches neben Reizbarkeit und innigem Gefühl früh einen feinen Verstand und noch mehr eine kecke Phantasie zeigte, die sich gern in die fernsten Fernen verlor und über die Wolken hinwegschwang. Noch als Jüngling und junger Mann war er ein Bild der Schönheit und Anmuth; aber nur die hohe Stirn über den glühenden Augen gab dem Gesicht den Jünglingsausdruck, während er etwas Jungfräuliches, überhaupt Weibliches in seinem durchaus liebenswürdigen Wesen hatte, welches ihm Aller Herzen gewann. Ein so gearteter Knabe hätte wohl der allerweisesten männlichen Erziehung und Leitung bis in seine Mannesjahre bedurft, um das Mißverhältniß, in welchem seine überfeine Natur mit dem Geschlecht, zu dem er nun einmal gehörte, und zu den Berufsarten stand, welchen dieses Geschlecht entgegen geht, einigermaßen zu mildern. Allein dieß vermochte die fromme, liebende, selbst zarte Mutter nicht, die bei aller Sorgfalt die sie ihm gewiß gewidmet hat, doch schwerlich auf Entwickelung männlicher Gesinnung und Kraft bedacht gewesen seyn dürfte. Als er nun in die Jahre kam, in welchen er zur Schule geschickt werden mußte, trat er zuerst in die Lateinschule von Nürtingen ein, wo er schon zu dem viel jüngeren, aber frühreifen Schelling, welcher bekanntlich schon mit 17 Jahren Magister wurde, sich hingezogen fühlte. Als er vierzehn Jahre alt war, entschloß er sich, dem Wunsche der frommen Mutter gehorsam, Theologie zu studieren und trat daher in die Klosterschule zu Denkendorf ein, ging im sechszehnten Jahre in die zu Maulbronn über, und bezog

mit 18 Jahren die Universität Tübingen. Von seinen Schuljahren ist uns wenig überliefert. Wer die würtembergischen Latein- und Klosterschulen kennt, wird nicht erwarten, daß hier dem Gemüth und der Phantasie Hölderlins, ich will nicht sagen die gehörige Nahrung und Leitung, sondern nur die rechte Berücksichtigung zu Theil geworden sey. Besonders in damahliger Zeit herrschte auf denselben noch vor die strenge, grammatischlericologische Methode, bei welcher Gedächtniß und Verstand ganz gut gebildet, Gemüth, Phantasie und Geist aber eher in sich zurückgedrängt wurden. Bei einer solchen Natur, wie Hölderlin's war, konnte auf diese Art Gemüth und Phantasie nicht unterdrückt, sondern nur zu einer um so energischeren, inneren Thätigkeit getrieben werden, wie phantasiereiche Leute, je mehr ihr täglicher Beruf nur ihren Verstand und mechanische Fertigkeit in Anspruch nimmt, Nachts um so lebhafter träumen.

Und so kam es denn auch, daß Hölderlin mehr als die Sprachen und ihre Grammatik lernte, wie sie getrieben wurden, vielmehr, wie eine Biene aus Blumen, die den Stoff dazu haben, mit sicherem Instinkte herausholt, was sie zur Honig- oder Wachsbereitung braucht, so aus den alten Classikern, besonders aus den Griechen das schnell heraus fand, was seinem Wesen zusagte, seiner unter dem Zeichen der Schönheit gebornen Seele Nahrung gab. Hiezu kam, daß trotz der klösterlichen Studien der sechszehnjährige Jüngling ein schönes Kind kennen lernte und in jener schwärmerischen überzarten Liebe zu ihm ent-

brannte, welche in jener Zeit, da Werther und Siegwart die Jugend beherrschten, nichts Seltenes war.*) — Auch weniger poetischen Gemüthern geben die ersten zärtlichen Empfindungen Lieder ein; und Hölderlin wurde durch sie zu einem langen, reichen, aber selten glücklichen, poetischen Leben erweckt. Bei der Weichheit seines Gemüthes und bei der Lebhaftigkeit seiner Phantasie nahm Alles in seinem Innern eine ätherische, ideale Gestalt an, welcher die Wirklichkeit ganz nie entsprach, die ihn dann häufig unsanft berührte, ihn verletzte und bald den Grund zu melancholischen Stimmungen legte, unter denen er je länger, desto mehr und tiefer litt. Schon auf der Universität trat diese Hinneigung zu melancholischen Stimmungen öfters hervor. Nicht gerade ungesellig, war er doch kein Freund jener lauten, wilden und rohen Burschenvergnügungen. Gleichwohl wurde er von seinen Altersgenossen geliebt, die freilich über seine excentrischen Vorstellungen, über seine schwärmerische Verehrung Griechenlands und seiner Literatur den Kopf schüttelten, und am allerwenigsten begreifen konnten, warum er sich manchmal Tage lang zurückzog, studirte, dichtete, oder mit einem angenehmen Tenor zu seiner Mandoline wehmüthige Lieder sang. Ueberhaupt war er sehr musikalisch, und

*) Auch Wilhelm von Humboldt, drei Jahre älter, als H., jener mit kritischphilosophischem Scharfsinn gewaffnete Kopf, dem überdieß eine universale, durchaus rationelle und eben so sehr auf's Praktische gehende Bildung zu Theil ward, war als Jüngling und junger Mann von sentimentaler Schwärmerei nicht frei. Vgl. Gustav Schlesiers Wilhelm v. Humboldt.

außer dem genannten Instrument spielte er das Clavier, und blies er auch die Flöte; was, da er sich der Musik mit Eifer widmete, wohl nicht ohne Bedeutung für den lyrischmusikalischen Charakter seiner Poesie seyn dürfte. — Wichtiger, als die bisherigen Bemerkungen, erscheinen für das Verständniß seines späteren Lebensganges folgende Umstände. Er war für das Studium der Theologie bestimmt, und obgleich er anfangs der Hoffnung sich hingab, in demselben Aufschluß über manche Fragen, Beruhigung über manche Zweifel, die Bestätigung und Begründung einer Weltansicht zu finden, welche sich in ihm schon auf der Schule zu gestalten angefangen haben mag; so fand er sich doch bald in allen seinen Erwartungen getäuscht. Noch ehe seine Studienzeit beendigt war, hatte er sich innerlich von der Theologie losgesagt, und sich seinen geliebten Griechen, besonders, wie es scheint, ihren Dichtern und Philosophen ganz in die Arme geworfen.*) In alle dem stimmte er mit einem Alters- und Studiengenossen überein, der auf dem Gymnasium zu Stuttgart

*) Nicht ohne Einfluß hierauf dürfte der Umstand gewesen seyn, daß Conz, der Hellenist und hellenisirende Dichter, 1789 Repetent am Stift zu Tübingen wurde. Auch nach den Universitätsjahren sehen wir Hölderlin noch vielfach in Verkehr mit Conz. Und war es nicht überhaupt die Zeit, in welcher Heyne eine Schwärmerei für Rom und Griechenland angeregt, in welcher Herder auf Homer, als den Vater aller naturwahren Sitte und Poesie hingewiesen hatte, und selbst der junge Werther, nebst Ossian und Klopstock, auch den Homer in der Tasche trug? Winkelmann hatte die Kunstwelt erschlossen, Lessing mit des Aristoteles Poetik die Gallomanie verjagt, Göthe in seiner Iphigenie (1787) unlängst gezeigt, bis zu welcher Vollkommenheit antike Stoffe in classischer Form wiedergeboren werden könnten.

ebenfalls eine große Vorliebe schon für die griechischen Classiker gewonnen hatte, mit Friedrich Wilhelm Hegel. Und merkwürdig! Es scheint beinahe, als ob in Hölderlin weit mehr, als in Hegel, das anregende Moment des innigen, lebendigen, freundschaftlichen Verkehres beider gelegen hätte, wie freilich auch die weibliche, in sich sicher ruhende Schönheit, wenn sie von Liebe beseelt ist, wunderbar anregend auf des liebenden Mannes Gemüths- Geistes und Willenskraft einwirkt. Beweis ist, daß Hegel, so lange er mit Hölderlin in Verbindung war, zu poetischen Ergüssen sogar sich hinreißen ließ, welchen es anzusehen ist, daß ihm des Freundes Poesieen unwillkührlich als Vorbilder gedient hatten, und daß ferner, als sie längere Zeit von einander getrennt, Hölderlin in Frankfurt a. M., Hegel in der Schweiz, lebten, jener an diesen eine poetischphilosophische Epistel erließ, die voll tiefster Sehnsucht nach dem Freunde, voll der lebendigsten Erinnerung an das frühere Glück ihres Zusammenseyns ist. *) Dieses war, wie aus der erwähnten Epistel unter andern auch sich ergibt, gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Bestrebungen, namentlich auch philosophischer Speculation, »der freien Erforschung der Wahrheit, im Kampfe gegen jede Satzung, welche Meinung und Empfindung regelt,« gewidmet; und es ist gar nicht zu zweifeln, daß beide schon damals, in den ersten neunziger Jahren,

*) Vgl. Rosenkranz: Aus Hegels Leben in Prutz litterarisch-historischem Taschenbuch auf 1843.

von ihren geliebten Griechen geleitet, trotz der noch herrschenden Kantischen Kritik, der speculativen Philosophie, im Sinne der alten Naturphilosophen, huldigten. Hölderlin schrieb als Symbolum ihrer Ueberzeugungen, wahrscheinlich, als er 1793 Tübingen verließ, jenes Ἓν καὶ πᾶν in Hegels Stammbuch, welches von jeher den philosophischen Verstand am meisten befriedigt hat, und nach welchem eben das Alleine, oder das eine All Gott, dieser aber weder blos im, noch weniger aber außer, vor und über dem All ist. Beide Freunde sind nicht bei dieser allgemeinen Vorstellung stehen geblieben. Von Hegel ist bekannt, daß er, später durch Fichte's Idealismus und Schellings Identitätssystem hindurchgehend, zu dem Autotheismus, zu dem, im menschlichen Selbstbewußtseyn zu sich selbst kommenden Gott fortgeschritten ist, zu einer Vorstellung, zu welcher bereits die erwähnte Epistel, die er an Hölderlin 1796 schrieb, in folgenden Worten nahe herantritt:

Der Sinn verliert sich in dem Anschau'n (des Ewigen)
Was mein ich nannte, schwindet.
Ich gebe mich dem Unermeßlichen dahin,
Ich bin in ihm, bin Alles, bin nur Es.

Hölderlin ist dagegen, obgleich auch er später das Fichte'sche System, und Schelling studirt hat, nur bis zu dem Gedanken des im All und Menschen seyenden Gottes und des in Gott seyenden All und Menschen fortgeschritten. Im Hyperion, jenem poetischphilosophischen Roman in Briefen, in welchem er, wie F. H. Jacobi im

Allwill, seine Weltanschauung niedergelegt hat und welcher, bereits 1793 begonnen, 1797 erschien, finden sich zwei dieselbe ziemlich klar bezeichnende Stellen, von denen die eine mehr sein Gemüth, die andere mehr den nicht ohne Phantasie speculirenden Kopf und den ästhetischen Sinn betheiligt zeigt. — Die erstere von beiden Stellen lautet: Eines zu seyn mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen. — Eines zu seyn mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wieder zu kehren in's All der Natur, das ist der Gipfel der Freuden, das die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle, der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfeldes gleicht. In der andern Stelle wird als Wesen und Grund, als Gott der Welt und des Lebens das Heraclitische Ἐν διάφερον ἑαυτῷ, das Eine in sich Unterschiedene angegeben, in welchem alles Mannichfaltige zur Einheit, alles Entgegengesetzte zur Harmonie, zur Schönheit verbunden ist. Schönheit ist ihm Grund der Welt und Zweck des Lebens. Das allervollkommenste Wesen, Gott, ist ihm vollendete Schönheit. Der vollkommene reine Mensch ist ihm ein Gott, und sofern er ein Gott ist, ist er schön. Dieß ist der Punkt, von dem aus ihm die Realität der griechischen Götterwelt klar wurde. Wie ganz griechisch er sich aber Alles dachte, so daß ihm die alte Vorstellung Gottes als des Alles umfließenden, durchdringenden, leiblich und geistig belebenden Aethers ganz geläufig war, haben wir oben schon bei dem Hymnus an

den Aether gesehen. Und auch Heraclit, von dem er sein Prinzip Ἓν διαφέρον ἑαυτῷ entlehnt hat, bezeichnet ja als Wesen der Welt, als Gottheit, eine feurige denkende Substanz von ätherischer, Alles zeugender, belebender Natur. Aber, wie gesagt, während Hegel, dessen Speculation unzweifelhaft auch von Heraclit ihren Ursprung genommen, ja Vieles entlehnt hat, zur rein philosophischen Ausbildung, zur Systematisirung dieser Philosopheme und zur Uebersetzung derselben in eine neue Schulsprache sich wandte, dienten sie Hölderlin nur zu Anhaltspunkten für seine poetischhellenische Weltanschauung, zum Sporn, diese im Leben, oder wenigstens in poetischen Darstellungen geltend zu machen.*) — Wie erhaben er sich den Beruf des Dichters dachte, haben uns schon einige Gedichte gezeigt: Dichter sollten, wie in alter Zeit, wieder geistige Heroen, Propheten, Lehrer des Volkes werden. Und daß er selbst in sich den Drang fühlte, eine Zeit lang sogar die Hoffnung hegte und von dem Streben erfüllt war, sich Namen und Ruhm eines prophetischen Sängers zu erwerben, das scheint aus einem seiner Gedichte, »An die Par-

*) Später, im Jahre 1800 drückt er seine Ansicht über Gott in einem Briefe an seinen Halbbruder auf eine Weise aus, welche auf Hegels Philosophie, wie dieser sie seit 1807 vorzutragen anfing, ein bedeutendes Licht wirft: A Deo principium. Wer dieß versteht und hält, ja bei dem Leben des Lebens! der ist frei und kräftig, und alles Umgekehrte ist Chimäre und vergehet in sofern in Nichts. — Alles unendliche Einigkeit, aber in diesem Allem ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an sich, kein Ich ist; und dieses sei unter uns Gott. — In einem Briefe vom 2. Dec. 1802, ein halbes Jahr nach dem ersten Ausbruch seiner Geisteskrankheit, spricht er höchst merkwürdig von einer „höchsten Bewegung und Phänomenalisirung“ der Begriffe.

zen,« das noch nicht angeführt worden ist, ziemlich unzweideutig geschlossen werden zu können.

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Der Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet: einmal
Lebt' ich, wie Götter, — und mehr bedarf's nicht.

Wäre es nun unserm Dichter so gut geworden, wie einem Byron, wie einem Göthe, unter äußerlich günstigen Umständen, wenn auch gerade nicht in so glänzenden, zu leben; oder hätte sich seine dichterische Natur an einen so markigen Baum sittlicher Stärke*) und praktischer Rührigkeit anlehnen können, wie das bei Schiller und Lessing der Fall war: so würde er uns und die Welt am Ende wohl mit einem, oder selbst mit manchem großen Gedicht erfreut haben, von dem er in der Ode an die Parzen spricht; und überhaupt würde sein ganzes Leben und Seyn eine glücklichere, reifere Entfaltung gewonnen

*) Göthe fand 1797 in Hölderlins Gedichten „der Aether," „der Wandrer", in welchem Schiller selbst viel von seiner eigenen früheren Gestalt fand, dieß auch, setzte aber in einem Briefe an Schiller hinzu: allein sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten.

haben, als die ist, von welcher nun noch Bericht zu erstatten ist. —

Als Hölderlin 1790 seine Universitätsstudien beendigt hatte und Magister geworden war, trat er nicht in die Laufbahn ein, welche ihm seine theologischen Studien geöffnet hatten. Vielmehr lebte er jetzt fast drei Jahre lang ausschließlich seinen Lieblingsstudien, der Poesie und der Musik, so wie im lebendigen Verkehr mit gleichgestimmten Freunden, zu denen außer Hegel Conz, Neuffer und von Seckendorf gehörten. Schon um diese Zeit, 1792 und 1793, lieferte er poetische Beiträge zu Schillers Thalia, zu Städlins Musenalmanach, deren Form und Styl zwar noch sehr an seine damahligen Vorbilder Schiller und Matthisson erinnern, die aber gleichwohl schon deutliche Spuren jenes »incarnirten Hellenenthums« und jener »leidenschaftlichen Sehnsucht« nach dem Reinmenschlichen zeigen, welches eben die beiden Grundtöne seines Lebens und Dichtens sind. Auch Bruchstücke einer ersten Bearbeitung seines Hyperions erschienen damahls schon in der Thalia. Allein im Jahre 1795 sah er sich durch Mangel an Vermögen genöthigt, eine Hofmeisterstelle bei Freiherrn von Kalb im Meiningischen anzunehmen. Hier widmete er seine freie Zeit fast ganz dem angestrengtesten Studium der Kantischen, Philosopie und zugleich begann er eine neue Bearbeitung seines Hyperion. Die Mutter seines Zöglings, Schillers geistreiche Freundin, erleichterte ihm nicht allein durch die edelste Behandlung seinen Beruf, sondern begünstigte auch eine Annäherung an Schiller

und mehrere ausgezeichnete Männer in Weimar und Jena. Im Jahre 1795 finden wir ihn bereits in Jena, in das Studium des Fichte'schen Idealismus vertieft und in freundschaftlichem Umgange mit seinem großen Landsmanne Schiller. Dieser liebte und leitete ihn, und hätte gerne für ihn gesorgt. Er sah ein, daß er eine ihm entsprechende, und ihn doch aus sich herausführende Thätigkeit haben müsse und bemühte sich für ihn um eine Professur, die gerade offen war. Allein sie wurde einem Andern zu Theil und H. mußte auf's Neue an eine Hofmeisterstelle denken. Diese erhielt er, nachdem er die Seinigen in Nürtingen besucht und hier den ersten Theil des Hyperion abermals umgearbeitet hatte, in Frankfurt a. M. Hier übernahm er die Erziehung der Söhne eines angesehenen Bankiers (Anfang 1796) der zu unsers Dichters Unglück eine eben so liebenswürdige, als geistreiche Frau hatte. Es dauerte nicht lange, so bestand zwischen Hölderlin und der Mutter seiner Zöglinge ein Verhältniß, welches, wie ideal und platonisch es auch gemeint und gehalten worden seyn mag *), dem Herren Gemahl, als er es entdeckte, viel zu innig und vertraut vorkam, als daß er es nicht mit etwas unsanfter Hand hätte zerstören sollen. H. mußte nicht allein das Haus, er mußte sogar Frankfurt verlassen, September 1799. Während dieser Zeit sollte sein Hyperion, der schon 1797 erschien, die vierte Umarbeitung erfahren, in welche nun

*) Man vergleiche das Gedicht: Diotima.

neben Griechenthum und Schellingianismus auch die Gestalt seiner angebeteten und vergötterten Geliebten als Diotima aufgenommen wurde; und wir haben schon aus einzelnen Stellen dieses Buches gesehen, wie hoch gespannt die Saiten seines Geistes und Gemüthes waren. Der Widerspruch seiner Idealwelt und der Wirklichkeit spricht sich in diesem Buch eben so grell aus, als er ihn während jener Zeit und, da er aus dem Traum der Leidenschaft geweckt wurde, empfunden haben mag. Und wie sehr öfters in ihm selbst schon damals jede Zuversicht zu sich und zum Leben wankend geworden war, das können wir aus einem Gedicht entnehmen, welches überschrieben ist:

Hyperions Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt in bescheidener Knospe,
Blühet ewig Ihnen der Geist
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben
Auf keiner Stätte zu ruhn;
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe

Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewisse hinab!

Wie ist doch in diesem Gedicht auch keine Spur mehr jenes erhabenen Sinnes, welcher in dem früher mitgetheilten die Noth willkommen heißt, auf daß des Menschen heroischer Geist sich darin bewähre? — Aus Bettina's Briefen an die Günderode *) erfahren wir, daß Hölderlin bald nachdem er Frankfurt verlassen hatte, häufig in höchster Ekstase sich befand, dann wie ein Hellsehender über Poesie und Sprache redete und aus diesen aufgeregtesten Stimmungen zuletzt immer in äußerste Abspannung versank. Er vermochte weder seine Leidenschaft in sich selber zu besiegen, noch auch seinen idealen Vorstellungen und Wünschen zu entsagen, überhaupt nicht dem Leben, wie es ist, fest in's Auge zu sehen. Davon geben viele Gedichte Zeugniß, welche Klagen um und an »Diotima« zum Inhalte haben. Vielmehr wandte er sich nur desto leidenschaftlicher zu den Griechen und fing damals schon eine Uebersetzung des Sophokles an. Doch nahm er immer wieder von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Anlauf zu eigenen Poesien, unter denen manche zu den vortrefflichsten gehören, die wir von ihm haben. Jetzt und später brütete er sogar über dramatischen Entwürfen, ein Zweig der Poesie, zu welchem er bei seiner durchaus lyrischen Natur, vielleicht am wenigsten geeignet war. Ein Trauerspiel »Agis,« welches in dieser Zeit entstand, ist leider

*) Thl. 1. S. 414.

verloren gegangen. Ein noch vorhandenes dramatisches Fragment »Tod des Empedokles« ist schon darum höchst merkwürdig, weil in ihm die feindselige Stimmung gegen die Menschen, von welcher er schon früher Anwandlungen hatte, die ihn aber fortan immer mehr beherrschte, auf eine colossale, man darf sagen, auf titanische Weise an den Tag kommt. Rosenkranz nennt dasselbe ein Seitenstück zu Göthe's Pandora und zu Schelley's Prometheus. Der Hauptgedanke dieses Drama's ist nämlich folgender: Ein edler Charakter, von den Göttern mit den höchsten Gaben ausgestattet, ist entschlossen, Alles zu thun, das Wohl seiner Mitmenschen zu befördern. Anfangs auf den Händen getragen, ist, da er die Schlechten verfolgt und die Schwachen zwar schont, aber nicht walten läßt, Undank sein Lohn. Er aber kehrt freudig in den Schooß der Natur, der Gottheit zurück. In dem Monolog dieses Philosophen, des Empedokles nämlich, der sich bekanntlich in den Aetnakrater gestürzt hat, wird die Seligkeit gepriesen, durch die Einsamkeit von den Menschen befreit, und durch die innigste Verbindung mit der Natur völlig geschichtlos geworden zu seyn. Dieß stimmt ganz und gar mit Hölderlins eigener Neigung zum Alleinseyn und zur Natur überein, welche wir schon mehrfach kennen gelerut haben. — Wäre ihm nur irgend eines seiner größeren Gedichte so gelungen, daß es ihm Dichterruhm und wenigstens eine leidliche Unabhängigkeit erworben hätte. Allein dieß geschah nicht und auch andere literarische Unternehmungen, die er beabsichtigte, mißlangen. So wollte er ein ästhetisches Jour-

nal Iduna herausgeben, welches den, wie er sich ausdrückte, humoristischen Zweck verfolgen sollte »der Vereinigung und Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben, der Kunst und des Geschmackes mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten mit der Natur. »Aber es sollte nicht seyn. Nichts und Niemand vermochte mehr seinem nun schon überhand nehmenden Brüten über der Unmöglichkeit einer Ausgleichung seiner Innenwelt mit dem Leben, der Verwirklichung des Reinmenschlichen, woran seine Seele hing, zu entreißen. Jene Fragen in der Ode an die Deutschen:

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?

waren solche, mit denen er nicht bloß scherzte, sondern die ihn ernstlich beschäftigten und die er sich je länger desto entschiedener mit einem »Nein» beantwortete, welches für ihn, da seine ganze Existenz auf Verwirklichung von Ideen gestellt war, etwas zu Boden schmetterndes hatte. Und welcher wissenschaftlich und höher Gebildete, dem es je ernst mit der Wissenschaft, mit Ideen und Idealen gewesen ist, hätte nicht Minuten, Stunden und Tage verlebt, wo er sich ähnliche Fragen gestellt und durch ein ähnliches Nein erschüttert gefühlt hat? Unserm Dichter fehlte die Kraft, oder auch die Stumpfheit, welche die Meisten über den Jammer, den solche Einsicht gewährt, hinweghebt. Er grub sich immer tiefer hinein, und seine Lebensverhältnisse waren nur geeignet, ihn immer tiefer hineinzustoßen. Noch

einige Mal mußte er das Hofmeisterleben mit all seinen Leiden und Widerwärtigkeiten ergreifen, zunächst eine Zeit lang in der Schweiz, wo er 1800 war und wieder einige vortreffliche Gedichte, z. B. eines: »Unter den Alpen« verfaßte. Leider fand er keinen Buchhändler zur Herausgabe seiner sämmtlichen Gedichte, und er mußte, nachdem er 1801 in seiner Heimat gelebt und da das herrliche Gedicht: »Rückkehr in die Heimat« hervorgebracht hatte, sogar in Frankreich, in dem Hause des Hamburgischen Consuls zu Bordeaux nämlich, wiederum eine Hofmeisterstelle annehmen. An diesem Ort war er kaum ein halbes Jahr gewesen, als er plötzlich im Juli 1802 — und zwar wahnsinnig zurückkehrte. Niemand kann mit Bestimmtheit angeben, was die nächste Veranlassung zu dieser schrecklichen Katastrophe gegeben hat. Wahrscheinlich ist, daß er die Nachricht von der todesgefährlichen Erkrankung seiner geliebten Diotima, mit welcher ein brieflicher Verkehr noch lange nach der Trennung statt gefunden hatte, erhalten habe. Gewiß ist, daß er — wohl schon in halbem Wahnsinn — Frankreich in der furchtbarsten Hitze, welche damals herrschte, durchwandert hat, wie er im eiskalten December 1801 hingereist war. Obgleich er sich anfangs förmlich tobsüchtig zeigte und alle die Seinigen zum Haus hinausjagte; so kam er doch bald wieder zu sich und lebte ein paar Jahre lang mehr trüb- und tiefsinnig, als wahnsinnig vor sich hin. Die poetischen Arbeiten, so wie brieflichen Mittheilungen aus dieser Zeit zeigen noch herrliche Gedankenblitze, aber auch schon

das Ringen seines Geistes mit der einbrechenden Verwirrung seiner Vorstellungen. Sein Jugendfreund Sinclair verschaffte ihm sogar (freilich ein halbes Jahrzehend zu spät) die Stelle eines Bibliothekar's bei'm Landgrafen von Hessenhomburg; und er war wirklich noch im Stande von seiner früher schon in Homburg begonnenen Uebersetzung des Sophokles den König Oedipus und die Antigone zu Stande zu bringen. Doch während dieser Arbeit, welche namentlich in einigen Excursen gar wunderliches Zeug enthalten soll, verschlimmerte sich sein Zustand wieder so, daß er in seine Heimat, und zwar zunächst in's Klinikum nach Tübingen geschafft werden mußte. Hier wurde er zwei Jahre lang unter des berühmten Autenrieth Leitung ärztlich behandelt, aber nicht wiederhergestellt. Weil aber die Ausbrüche von Raserei, an denen es anfangs nicht fehlte, immer seltener wurden, endlich gänzlich ausblieben und einem Zustand von Schwäche, Apathie, verbunden mit allerlei ungefährlichen Wunderlichkeiten, wichen; so wurde er im Jahre 1806 wieder aus dem Klinikum entlassen. Da nahm sich seiner ein Schreiner an, der ihm ein Zimmer in seinem Hause einräumte und die nöthige Pflege freundlich angedeihen ließ. — Noch bis auf den heutigen Tag lebt er in diesem Hause, *) soll hie und da in seinem Hyperion lesen, auch immer nach Oden an Diotima — der poetische Name seiner Geliebten — wohl auch Hymnen an die Natur beginnen, aus Geistesschwäche aber

*) Seit dies geschrieben worden, ist der Beklagenswerthe gestorben.

auf der dritten und vierten Zeile sich in Unsinn verlieren und nicht weiter können. Wenn ihm irgend etwas Unangenehmes widerfährt, oder auch nur so vorkommt, so ergießt er sich in einem Strome toller Redensarten, rennt in seinem Zimmer auf und ab und legt sich endlich zornig ins Bett, wo er dann vier und zwanzig Stunden mit Niemandem ein Wort redet. Ausführlicher hat W. Waiblinger 1831 diesen beklagenswerthen Zustand, in den sein edler Geist versunken ist, in den Zeitgenossen beschrieben. So wenig man auch mit Sicherheit wird behaupten können, daß dies oder jenes den Wahnsinn herbeigeführt habe, so wird es doch sehr wahrscheinlich, selbst aus dem, was seine Seele noch im Wahnsinn beschäftigt, daß die unglückselige Leidenschaft zur Mutter seiner Zöglinge, der unlösbare Widerspruch, in dem er sich mit der Welt empfand und die Verzweiflung endlich daran, sich je als Dichter so ruhmvoll auszuzeichnen, als er wünschte, daß dieß alles zusammen zu schwer auf ihm gelastet habe, als daß sein Geist nicht endlich hätte erliegen sollen. — Und war es denn mit Tasso anders? — Ist denn nicht auch dieser an unglücklicher Leidenschaft, an unbefriedigter Begierde nach Dichterruhm zu Grunde gegangen? Doch wie dem auch sey, — wahr bleibt gewiß:

Und dein Haupt, o Schwan von Hellas, schönheitstrunkner Hölderlin,
Sollte statt der Lorbeerkrone nur ein Dornenkranz umzieh'n! —

III.

Ueber Aristophanes.

Von

J. L. Hoffmann.

Dem Aristophanes also sollen wir diesen Abend unsere Ohren und Herzen zuwenden, einem alten Athener, der schon 452 Jahre vor Christi Geburt das Licht der Welt erblickt hat? Als ob es nicht deutsche, als ob es nicht neue Schriftsteller genug gäbe, die der Betrachtung werth sind. Des frivolen und gemeinen Komödiendichters Lob sollen wir anhören, da doch bei der Aufführung jener sittenlosen Lustspiele nicht einmal in dem ungenirten Griechenland Personen unsres Geschlechtes zugegen waren? So würde ich in den strafenden Blicken mancher meiner verehrten Zuhörer, so in denen mancher meiner liebenswürdigen Zuhörerinnen lesen, wenn ich nicht, dießmal zu meinem Glücke, kurzsichtig wäre. Aber verzeihen Sie eben! Der Bauer redet gern von seinen Rindern und Schafen, der Schuster von seinen Schuhen und Stiefeln, der Jurist von seinen Akten und Prozessen, der Soldat von seinen Waffen

und Schlachten, der Philolog von seinen Griechen und Römern.

War ich doch bisher ziemlich stark in der Selbstbeherrschung, habe von den sieben Böcken, die ich nach und nach vor Ihren Augen geschossen, nur zwei aus meinem Lieblingsrevier genommen, und einen davon hatte ich nicht einmal selbst aufgejagt. Wäre übrigens im geringsten zu besorgen, daß durch mich ein Alarm entstünde und das arme Wild in allgemeinem Treibjagen durch Deutschland und bis nach Frankreich gehetzt würde, wie die unglückliche Antigone, ich würde Mitleid mit ihm haben und meinen nach Griechenfleisch lüsternen Magen mit indifferenten deutschen Kartoffeln zum Schweigen bringen. Aber auf meine Empfehlung hin wird das einige Deutschland seine Kunst doch nicht durch die alte griechische verjüngen lassen wollen; und so magst du mirs vor allen Dingen zu Gute halten, geistvoller Alter, daß meine jugendliche Zudringlichkeit dich aus deiner Grabesruhe hervorzieht: wirst gleich wieder schlafen können, geschirmt von der federspitzigen Schaar philologischer Wespen; und zweitens mögen Sie mirs verzeihen, meine geehrten Zuhörer und Zuhörerinnen, daß ich wieder einmal in zunftgenossischen Zwecken arbeite, um so mehr, da ich Ihnen verheißen kann, daß diese Komödien von gar vielen Seiten unsre Betrachtung in Anspruch nehmen, und jene gerügten Anstößigkeiten nicht in der Tendenz der Stücke begründet, sondern leicht zu umgehende Beigaben waren, welche der Dichter als Würze hinzuthun mußte, um dem verdorbenen Gaumen der großen Menge

seiner Zuschauer Genüge zu thun. Entsprang doch für ihn daraus noch der unermeßliche Vortheil, daß er unberührt blieb von den Händen unreifer Knaben und überhoben den Erklärungen langweiliger Sprachmeister, und unbekümmert um die griechisch lernende Jugend unsrer Tage, ein heiteres Leben fortleben kann bei seinen Athenern im Chore der Eingeweihten seines Elysiums.

Ich habe einst von dem Wesen der alten Tragödie zu Ihnen geredet; die Komödie ist deren Kehrseite; auch sie war Staatssache, auch sie Festfeier, auch sie der Bacchusverehrung entsprungen und an den drei jährlichen Festen dieses Gottes zu Athen dargestellt, und hatte in dieser Stadt, als dem hauptsächlichen Wohnsitz griechischer Bildung, zwar nicht ihren Ursprung, doch ihre schönste Entwicklung. Der Wein begeistert zu erhabenen Gedanken und Gefühlen, der Wein erfreut des Menschen Herz und macht es muthwillig. Hatte ja auch in der bildenden Kunst Bacchus eine Doppelgestalt, bald ein ernster Gott mit langem Barte, bald ein weicher, heiterblickender Jüngling; und mit den begeisterungtrunkenen Frauen zieht auf seinem Esel der dicke, berauschte Silen und die grotesken, neckischen Satyrn. In der schwärmenden Bacchusfeier lag ein doppelter Bestandtheil; und wie um die ernsten Lobgesänge zu Ehren des Gottes die Tragödie herumwuchs, so die Komödie um die heitern Lieder, und hatte ihren Ursprung in den muthwilligen Spöttereien, mit welchen anfangs, das Gesicht mit Weinhefe beschmiert, zur Zeit der Lese eine lustige Jugend jeden Beliebigen anzu-

greifen pflegte. Und hob die Tragödie ihre Helden und Heldinnen im Handeln und Leiden hinaus über die Sphäre gemeiner Menschlichkeit, und sollte in ihrem Anblicke das Gemüth der Zuschauer sich läutern und in ihrem Geschick das Walten der Götter verehren lernen, und wählte sie deßhalb ihre Stoffe aus den nationalen Sagenkreisen einer größer gedachten Vorzeit, in welcher noch Göttersöhne und gewaltige Menschen auf Erden gelebt, so haftet der Witz der Komödie an dem wirklichen Leben, und wohnt in der unmittelbaren Gegenwart unter einem Geschlechte thörichter, verkehrter Zeitgenossen, gegen welche der Zufall, wie sie es nicht besser verdienen, sein loses Spiel treibt. Der wahre Komiker verfolgt mit dem tragischen Dichter dasselbe Ziel: beide wollen bessernd auf ihre Zeitgenossen wirken, jener durch Bewunderung eines Ideals in der Ferne, dieser durch Belachen der nahen Erbärmlichkeit. Darum wird der Komödiendichter zum Satiriker, und aus seinem possenhaften Spiel blitzt zuweilen strafender Ernst hervor, und die Komödie ist eine Satire, nur in Handlung umgesetzt. Dieß ist der richtige Standpunkt, auf welchem der Lustspieldichter stehen muß; Lachen erregen ist nicht der höchste Gipfel seiner Kunst, sondern Gesinnung muß durch sein Gaukelspiel blicken und die lustigen Figuren einen festen Hintergrund haben an des Dichters Charakter.

Aber wie war denn nun diese Wirklichkeit beschaffen, in der bei den Griechen die Komödie Wurzel schlug? Civilisirte Nationen leben ein doppeltes Leben,

eines in der Familie, ein anderes im Staat. Bei uns ist das letztere so sehr in den Hintergrund getreten, daß fast nur Beamte zum Staate zu gehören scheinen, und die übrigen Bürger unbetheiligt am öffentlichen Leben, nichts weiter begehren, als ihrem Gewerbe nachgehen und vom Staate ungestört für ihre Familie sorgen zu können. Gerade umgekehrt bei den Griechen und vorzüglich in Athen. Wenn wir uns zu wenig um das Gemeinwesen kümmern, so thaten es jene zu viel, und das Privatleben kam fast nicht in Betracht gegen das öffentliche. Der Bürger wohnte mehr auf dem Markt als in seinem Hause; und hatte der gemeine Mann auch kein weiteres Interesse an der Staatsverwaltung, so ging er doch hin in die Volksversammlung, oder setzte sich auf die Richterbank, um seinen Sold zu empfangen, und fühlte sich nebenbei etwas Gewaltiges in seiner Herrschaft über so viele Städte, und in seiner Befugniß, auch vornehme Herren durch ungünstige Entscheidung ihrer Prozesse demüthigen zu können. Es war auch nichts Geringes, ein Bürger von Athen zu seyn zu einer Zeit, in welcher an 1000 Städte dieser einzigen ihren Tribut entrichteten, und jeder Handwerker sich ein Souverain dünken mochte in der Versammlung, und besaß er Geschick als Feldherr oder als Redner, es auch werden konnte; denn bei aller Freiheit huldigt die Menge immer dem Mächtigen. Schon unter Perikles hatte sich die früher mehr aristokratische Staatsverfassung zur unbeschränkten Demokratie erweitert, und hatte auch dieser größte aller griechischen Staatsmänner dem ungebändigten

Rosse die Zügel straff gehalten, so rannte es, als es nach seinem unseligen Tode schlechtern Lenkern vererbt ward, planlos und maßlos dahin, bis es erschöpft zusammenstürzte. In dem unsichern Tappen einer auf ihre Macht bis zum Wahnsinn eifersüchtigen Menge, in dem verkehrten oder unlautern Treiben seiner Führer wucherte für den Komiker eine reiche Saat von Unkraut; auf den Staat waren Aller Blicke gerichtet, und öffentliche Personen und Einrichtungen mit ganz individuellem und persönlichem Spotte zu verfolgen, war das wesentliche, wichtige Vorrecht der alten Komödie. Ich sage der *alten* Komödie, in welcher Aristophanes den Thron der Meisterschaft einnahm, und welche allmählig zu Grunde ging mit der athenischen Macht und Freiheit. Als mit dem Ende des unheilvollen peloponnesischen Kriegs Athens stolze Größe zusammenbrach, als diese Stadt von der Höhe einer ersten politischen Macht zu einem Staate zweiten Ranges herabsank; als darauf die feile Menge jeden macedonischen Gewalthaber vergötterte, und endlich gar noch aus der Hand römischer Barbaren jubelnd die Freiheit empfing, die eben diese Stadt einst kühn dem großen Perserkönig abgetrotzt hatte; als die kleinen Nachkommen großer Vorfahren ihren Nationalstolz, uns Deutschen ähnlich, in Gelehrsamkeit und Bildung statt in Thaten setzten: da verschwand aus der Komödie die politische Satire, und nachdem sie sich eine Zeit lang mit literarischen Stoffen und allgemein menschlichen Verhältnissen, wie die deutsche Satire, fortgefristet, auch die persönliche. Die einst kräftige und

auch in ihren Fehlern große Demokratie war siech geworden; der Kranke erregt nicht mehr Spott, sondern Mitleid; und wenn die gewaltigen Worte eines Demosthenes seine in Lethargie versunkenen Mitbürger nur mit Mühe von des Vaterlandes naher Gefahr überzeugen und selbst da nur zu halben Maßregeln aufstacheln konnten, wo hätte ein Dichter ein Publikum gefunden, welches damals noch Witze über Staatsangelegenheit hätte kosten wollen? So entstand nach jener angedeuteten Durchgangsperiode der mittlern, zu Alexanders Zeiten die neue Komödie, welche dann von den Römern adoptirt und durch ihre Vermittlung zu uns gebracht worden ist. Unsre moderne Komödie unterscheidet sich in gar nichts als den unwesentlichen Veränderungen, welche der Wechsel von Zeiten und Sitten mit sich bringt, von jener griechischen sogenannten neuen, deren Repräsentanten für uns die Römer Plautus und Terenz sind, weil ihre griechischen Vorbilder, Menander, Diphilus rc. längst verloren gegangen. In beiden nichts denn Privatleben, betrogene Alte, bramarbasirende Soldaten, verschwenderische Söhne, leichtfertige Mädchen, schlaue Bediente, Kuppeleien und fatales Durchkreuzen von Liebesplänen, bis am Ende, was die Zuschauer schon voraus wußten, der rechte Liebhaber in den Besitz seines Gegenstandes gelangt. Denn eine Komödie, das wissen wir alle, ist ein Theaterstück, in der er das Mädchen bekommt. Dieß ist die neue Komödie, nicht von den Neuen, sondern schon von den alten Griechen erfunden und ausgebildet, als ihr öffentliches Leben saft- und kraftlos geworden war, von

den Römern fortgesetzt, weil sie kein Künstlervolk waren und gerade das annahmen, was sie bei den Griechen vorfanden, und von uns in unsre Verhältnisse übergetragen, weil sie für diese erstaunlich passend ist. Das Stück darf nicht gegeben werden, sagt der Censor; das sind Persönlichkeiten! ruft entrüstet die erste beste Carricatur von Privatperson, und belangt den improvisirenden Komiker iniuriarum. Wo soll der Witz seine Pfeile borgen, wenn er gar nicht persönlich sein darf? Es liegt in seiner Natur, ein bestimmtes Ziel zu haben, und wenn er ins Blaue schießt, so trifft er nichts. Darin liegt es, daß wir keine gute Komödie bekommen. Gesetz und Einrichtung des Staates, Sitte und Convenienz der alles nivellirenden guten Gesellschaft haben uns so difficil gemacht, daß uns nicht blos der litterarische Spott eines Platen indignirt, weil er gegen einzelne Personen gerichtet ist, sondern die Acht mancher Staaten und Kritiker eine gut angelegte Komödie schon dann trifft, wenn der Dichter es gewagt hat, einen längst verstorbenen König mit seinen Freunden in Hemdärmeln bei einer Pfeife Tabak vorzuführen. Deßhalb paßt für unsre Zeiten nicht einmal die mittlere Komödie, der Platens verhängnißvolle Gabel und romantischer Oedipus entsprechen, geschweige denn die alte mit ihrer rücksichtslosen Kritik und ihrem offenen Spott, welcher Sitten und Einrichtungen und mächtige Personen des Staates zu geißeln wagte. Diese ist ein Kind der Demokratie, aber der Demokratie eines Volkes, das für diese Verfassungsart geschaffen war, das sie nicht theoretisch erlernt und angezogen nach der

Mode, wie man einen Rock anzieht, sondern als natürliche Bekleidung mit ins Leben bekommen hatte, in der es sich zwanglos bewegte. Es war freilich nur ein kurzer Glanz, der der athenischen Demokratie, aber ausgeschmückt mit der reichen Farbenpracht eines schönen Schmetterlings, der nun seit zwei Jahrtausenden als Prachtexemplar in der Sammlung der Geschichte prangt. Nur die englische Redefreiheit könnte man der athenischen an die Seite setzen. Was kümmert sich Robert Peel um alle Carricaturen, welche die Opposition auf ihn macht? Er kann sie nicht verbieten, und sie schaden ihm auch nicht, so wenig es dem Kleon schadete, wenn Aristophanes den Wursthändler mit ihm um die Wette in der Unverschämtheit streiten läßt. Aber zu den Zeiten der französischen Republik, wer hätte es da wagen dürfen einen Marat oder Robespierre vor ihren eigenen Augen mit Spott auf die Bühne zu bringen? Denn die Franzosen waren trotz allen ihren Declamationen nicht reif und nicht mündig zur Freiheit.

Die Zeit der französischen Revolution war eben eine aufgeregte Zeit, könnte man einwenden, und wem der Augenblick die Macht gegeben, der mußte sie mit beiden Händen festhalten, mußte Hammer sein, um nicht Amboß zu werden. Aber gerade darin liegt eben das Krankhafte der französischen Freiheit; es war ein Fieberparoxysmus, nicht der erregte Zustand eines gesunden Menschen, bei welchem Action und Reaction der Kräfte den Organismus nicht gleich untergraben, sondern beleben.

War etwa in Athen zur Zeit der alten Komödie der

Lauf des Staates ein ruhiger, der sich langsam im Wiesenthale hinschlängelte? Hatte nicht der peloponnesische Krieg alle seine Kräfte in die höchste Thätigkeit versetzt? Standen nicht die Parteien sich aufs schroffste und feindseligste gegenüber?

Hier im Besitze der Macht die radicale Partei der Volksherrschaft mit ihrem Spartanerhaß, ihrer Kriegslust, ihren Demagogen und gewaltthätigen Rednern, mit ihrem Gerber Kleon und ihrem Lampenmacher Hyperbolus, ihrem Müller Eukrates und ihrem Schafhändler Lysikles an der Spitze, mit ihrem soldatischen Feldherrn Lamachus, bei dem es immer hieß: Feinde ringsum, mit ihrer Prozeßsucht und politischen Verdächtigung, mit ihrem System der Angeberei und ihrer Tyrannenfurcht; dort die unterdrückte und in heimlichen Verbrüderungen wirkende Partei der begüterten Aristokraten und Ritter, den festeren Institutionen Spartas geneigt, für den Frieden gestimmt, gegen die unruhigen Volksmänner erbittert, und stets bedacht, an die Stelle der absoluten Volksherrschaft einen oligarchischen Rath zu setzen. Und welch ein Schwanken der Verhältnisse, ja welch eine Unsicherheit des Privatlebens! Bald die Felder in der nächsten Nähe Athens von spartanischen Streifheeren verwüstet und das Landvolk in die Stadt geflüchtet, bald aus der Ferne Siegesbotschaften und der seltene Anblick gefangener spartanischer Bürger in der Nähe, bald der Abfall von Bundesgenossen, bald die Genugthuung ihrer Bestrafung, dann der kurze Sieg der Friedenspartei durch den fünfzigjährigen Frieden des Nicias, der doch wieder von

keiner Seite einen Augenblick gehalten wird, darauf der überwiegende Einfluß des genialen Alcibiades und die chimärischen Hoffnungen, die man auf seine sicilianische, mit nie gesehenem Pomp und Aufwand ausgerüstete Expedition setzt, der man aber gleichwol auf die schändlichen Intriguen der Gegenpartei hin die Seele raubt; dann das selbstverschuldete Fehlschlagen dieser großen Unternehmung und der durch die Thorheit des athenischen Volks herbeigeführte Uebertritt des begabtesten, aber charakterlosen Atheners zu den Spartanern, bis endlich die übermäßige Anstrengung aller Kräfte erst zur Oligarchie und die abermals verkehrten Maßregeln gegen Alcibiades zur bittersten Demüthigung Athens durch Lysander und der Herrschaft der 30 Tyrannen und in so drückende Lage führten, daß die durch Thrasybul wiederhergestellte Verfassung doch dem erschlafften Volke nimmer mehr die alte Energie zu verleihen im Stande war.

Und alle diese Gegensätze der Parteien und all dieser Wechsel der Verhältnisse in den mit Athen verbündeten Städten so gut wie in der Hauptstadt; der ganze Staat schwankend und schwebend auf der steigenden, fallenden Woge des Glücks. Und in all diesem Wechsel behielt dennoch die alte Komödie ihre Freiheit, und der fürchterlich verhöhnte Kleon vermochte sich an Aristophanes nur durch ein Paar ohnmächtige Prozesse zu rächen, in welchen er ihm vergebens sein Bürgerrecht streitig machte.

Zu diesem Gegensatz in der Politik gesellte sich aber zweitens die eben so große Verschiedenheit in der Bildung

und gesammten Ansicht des Lebens. Es war der Unterschied des altfränkischen Bürgers und jungen Weltmannes, der hergebrachten Gottesfurcht und modernen Religionsspötterei, der alten Sitte und neuen Modesucht, des einfachen, geraden Verstandes und der schlauen, dunstigen Sophistik, der schlichten Rede und der modisch geschulten Beredsamkeit, der einfach erhabenen Poesie eines Aeschylus und der weichlich süßen eines Agathon oder geistreich zugespitzten und philosophirenden eines Euripides. Die Philosophie hatte in der empfänglichen Jugend ihren zersetzenden Einfluß geübt, und nicht bloß wißbegierige, nach tieferer Einsicht strebende Geister, sondern auch zweideutige Charactere angezogen, welche von ihr einen oberflächlichen Gebrauch im Leben machten und das Alte verspottend sich von Religion und Sitte emanzipirt glaubten. Dazu kam noch, daß sie in Athen zuerst in der Gestalt der Sophistik unter der Begleitung glänzender Beredsamkeit auftrat und ohne Verlangen nach Wahrheit es blos auf Ueberredung angelegt hatte. So konnte man sie ja gleich in der Volksversammlung als Redner oder als Advokat bei Prozessen gebrauchen. Diese allem Positiven feindliche Art über Gott und die Welt zu räsonniren und, wie sich der Sprachgebrauch ausdrückte, den schwächern Grund zum stärkern zu machen, d. h. mit selbstbewußter Täuschung Andere Unwahres glauben zu machen, war so tief in den Charakter der athenischen Jugend eingedrungen, daß Festigkeit und Gediegenheit einer Grundansicht schwer daneben aufzukommen vermochte, und es der Ueberlegenheit eines Socrates bedurfte, um wenigstens in einer klei-

nen Schaar warmer Wahrheitsfreunde den Glauben an eine ewige Wahrheit zu befestigen. Das halt- und sittenlose, aber stets zungenfertige und redemächtige junge Athen hätte sich freilich, wie das junge Deutschland gegen die Helden der Befreiungskriege gehalten, mit seiner halben Bildung schlecht ausgenommen neben den alten Marathonskämpfern mit ihrem von guter Sitte getragenen Götterglauben, mit ihren schlichten Manieren und großen Thaten; und wenn jene kunstgeübte Rede, die bereits in eignen Redeschulen geübt ward, als ein mächtiger Hebel der Demokratie, mehr Einfluß hatte als kriegerische und ächte Bürgertugend, und wenn in ihrem Gefolge Verläumdung und Anschwärzung einherzogen; wenn neben der Verachtung von Religion und Moral doch der crasseste Aberglaube an Orakel und Zeichen wohnte; wenn der ganze Bildungsgrad des Volkes die Gestalt einer Uebergangszeit an sich trug, und gerade in solchen Zeiten bei Individuen wie Völkern des Lächerlichen gar viel offen zu Tage liegt: so mußte auch die Zusammenstellung der alten und neuen Zeit in culturhistorischer Rücksicht, für den Komiker, zumal wenn er jene etwas idealer und diese etwas karrikirter zeichnete, eine reiche, ja fast unergründliche Fundgrube werden.

Die bisher angestellten Betrachtungen werden Sie schon selbst zu dem Schlusse berechtigen, daß ein Dichter der alten Komödie ein Parteimann sein mußte. Und das war denn auch Aristophanes, der einzige uns übrige aber auch berühmteste Dichter dieser Gattung, im höchsten Grade.

Seine 11 Stücke, welche von 54, die er geschrieben, uns erhalten worden, sind Gemälde einer *feindlichen Gesinnung gegen die zügellose Demokratie und ihre unfähigen und unredlichen Leiter*, so wie eines *festeingewurzelten Hasses gegen die neue Bildung und deren Vertreter*. Er stimmt, wo er nur kann, den Preis der alten Zeit an, z. B. Ritter v. 565—572. (übers. v. Droysen)

Preisen will ich unsre Väter; sie bewährten alle Zeit
Würdig sich des Vaterlandes, würdig der Unsterblichkeit.
Denn zu Land in mancher Feldschlacht, in den Schlachten der Trieren,
Ueberall und immer siegreich, schmückten sie die Stadt mit Ehren;
Nimmermehr von ihnen einer, wenn sie Feinde vor sich sahn,
Zählte sie; der wackre Muth stets war der rechte Wehremann;
Mocht' vielleicht beim Ringen einer auf den Arm gesunken sein,
Ab den Staub sich schüttelnd sprach er: Nicht gefallen bin ich, nein!
Und von Neuem ward gerungen.

Wolken 1002—1008

Kraftstrotzend vielmehr und im fröhlichen Blühn der Gesundheit weilen im Ringhof,
Nicht zungengewandt, schulphrasenberedt auf dem Markt wie die heutige Jugend,
Nicht ohrengezaus't mit Verläumdergebell in Bettelhallunkenprocessen,
Nein, nein, in dem Hain Akademos wirst du im friedlichen Schatten des Oelbaums
Lustwandeln, gekränzt mit dem Schilfe des Bachs, an dem Arm des verständigen Freundes,
In des Geisblatts Duft, in der Muße Genuß, in der silbernen Pappeln Umlaubung,
In des blühenden Frühlings Lust, wenn sich still zuflüstert Platane und Ulme.

Und weil eben für Athen die alte Zeit von den Perserkriegen an abwärts wirklich die bedeutendere und ehrwürdigere gewesen ist, so theilt der Leser unwillkührlich den strafenden Ernst, welchen der Dichter oft mitten zwischen den possenhaftesten Scenen hervorbrechen läßt, besonders aber in den sogenannten Parabasen, d. h. den nach Abschnitten der Handlung eingeschobenen längern Vorträgen des Chores, welcher der alten Komödie so gut wie der Tragödie eigen war.

Schon in der ersten Komödie, die er unter seinem Namen gegeben, den Acharnern aus dem Jahre 425, also 6 Jahre nach dem Anfang des peloponnesischen Krieges, ist ihm dieses wilde Getümmel herzlich verhaßt. Wenn er erst gewußt hätte, daß es von da an noch 21 Jahre fortdauern würde! Drei Stücke, die Acharner, der Friede und die Lysistrata haben den Zweck, den Frieden als das köstlichste Gut zur Beförderung des Familien- und Bürgerglücks aufs dringendste zu empfehlen. Ich will mich bei dem ersten dieser Stücke, den Acharnern, etwas aufhalten, um Sie gleich in die Manier und Architectur der aristophanischen Komödie durch ein Beispiel einzuführen. Die Scene stellt am Anfang den Versammlungsplatz in Athen vor, aber erst Ein Bürger ist da, Dikaiopolis, ein Mann vom Land; der ist nur einmal hergekommen, um vom Frieden zu reden, v. 27—39

— O Stadt! o Stadt! —
Ich selbst bin immer der erste zur Ekklesie;
Dann sitz' ich hier, und wenn ich so alleine bin,
So seufz' ich, gähn' ich, reck' und strecke mich, lüfte mich,

Kalkulire, jucke mich, schreib' in den Sand, langweile mich,
Schau' nach dem Land' hin, sehne nach dem Frieden mich,
Verwünsche die Stadt. verlange nach meinem Gut hinaus,
Das nimmer lärmte: »Kohlen kauft! Kauft Kohlen! Oel!
Kauft Essig. kauft!« da gab es kein »Kauft kauft!« es wuchs
Da alles von selbst, man kannte da Käufer und Keifer nicht.
Drum kam ich heut mit dem Vorsatz her, ohn' Weiteres
Zu toben, zwischen zu wettern, die Redner auszuschmähn,
Wenn einer irgend was anderes, als vom Frieden spricht. —

Endlich eilen mit einander eine Menge Leute herbei und es geht die Versammlung an. Gesandte, die die Athener an den Perserkönig um Subsidiengelder nachzusuchen geschickt, werden vorgeführt, einer im Namen der andern macht einen pomphaften Bericht, wie sie im vierten Jahr erst an des großen Königs Hof angekommen, wie sie dort aus goldnen und krystallnen Bechern getrunken und ganze gebratene Rinder vorgesetzt erhalten hätten und Vögel, Täuscher genannt, dreimal so dick als Kleonymus. Dikaiopolis kann sich nicht enthalten ungläubige Zwischenbemerkungen zu machen. Und einen Gesandten, fährt der Berichterstatter fort, brächten sie auch mit, des Groß-Königs Auge, d. h. Minister, Lügenartabas. Nun wurden bekanntlich die Komödien wie die Tragödien in Masken gespielt; und wenn eine in Athen bekannte Person aufs Theater gebracht wurde, so war die Maske Portrait, außerdem mußte sie nebst dem ganzen Costüm den Charakter der Rolle möglichst komisch versinnlichen. Dieses Lügenartabas Gesicht war also ein großes Auge und seine Tracht fantastisch im orientalischen Geschmack. Aber als Perser kann er das Griechische nur radebrechen; Ausländer reden immer in

einem Kauderwelsch, Griechen in dem Dialect ihrer Landschaft, gewiß zum großen Ergötzen der Athener, wie es auch uns im Lustspiele Spaß macht, einen Engländer radebrechen oder einen Altbayern seine derben Laute hervorgurgeln zu hören. Die Versammlung aber vernahm seine Sprache nicht, und der Betrüger von athenischem Gesandten dolmetschet ihnen das gerade Gegentheil von dem, was jener sagt. Artabas hatte gesagt, sie bekämen nichts, aber der Athener erklärt:

Nicht doch, von weiten Beuteln Goldes spricht der Mann.

Da wird es dem Dikaiopolis zu arg, v. 109—113

Was Beutel denn? Windbeutel und kein Ende du!
Geh' ab! ich will mir ihn selbst verhören, ich allein!
Wohlan du, sage deutlich mir, hieher gewandt,
Sonst wird dir der Buckel wer weiß wie Sardisch durchgebläut;
Sprich, wird der große König Gold uns schicken? — Nun? —
(Lügenartabas schüttelt mit dem Kopf.)

Und während nun Artabas vor einen weisen Rath geführt wird, macht Dikaiopolis kurzen Prozeß und ruft einen Mann her, Amphitheos, der sich schon früher als Friedensstifter angeboten hatte, aber von der Polizei als Bettler fortgejagt worden war, v. 120—133

Da hast du von mir acht Drachmen, Freund! die nimm und geh'
Und mache mir mit Sparta Frieden, bloß für mich
Und meine Kinderchen und mein liebes Eheweib.
Schickt ihr Gesandte derweilen und sperrt die Mäuler auf!

Hierauf erscheint ein gewisser Theoros, den die Athener mit dem Auftrag, Hilfstruppen zu holen an den König Sitalkes von Thracien geschickt hatten, und erzählt, wie

der König ungemein Athenerfreund sei, und »förmlich wie verliebt in euch, so daß er wohl an die Wände schrieb: Athener hold, Athener schön;« und sein Sohn, der Prinz, der sehne sich Würste mit ihnen zu essen am Trügefest. Der König habe ihm nun ein großes Hilfskorps gleich mitgegeben aus dem streitbarsten thrakischen Stamme der Odomanten; die würden um zwei Drachmen Sold ganz Böotien kurz und klein donnerwettern. Aber das saubere, natürlich möglichst schlecht costümirte Hilfscorps macht sich gleich ein Privatgeschäft und stielt dem Dikaiopolis seinen Knoblauch. Nun kann er es nicht mehr aushalten; er ruft: er habe einen Regentropfen verspürt, und es muß wegen des bösen Anzeichens die Versammlung vertagt werden. Da kommt der Mann, den Dikaiopolis um den Separatfrieden nach Sparta gesandt (um die Einhaltung von Zeit und Raum ist die alte Komödie überall unbekümmert) schon keuchend mit drei Fläschchen zurück. Es ist ihm auf der Rückreise schlecht gegangen. Denn daß er einen Frieden bringe v. 180 — 185.

Das witterte so ein Haufe betagter Acharniker,
Steinkohlenalte Tölpel, eichenklotzige
Griesgramme, Marathonsschläger, hagebüchne Kerl.
Drauf schrien sie alle auf einmal los: »du Schurke du!
Den Frieden holst du, und unsre Reben sind zerhaun!«

Acharnä war nämlich ein großer Marktflecken in Attika, dessen Bewohner, stämmige, kräftige Leute, meist Kohlenbrenner waren; die trugen gegen die Spartaner einen grimmigen Haß, weil diese ihnen bei ihren wiederholten Einfällen in Attika ihre Weinberge verwüstet hatten. In den

Fläschchen bringt nun der Mann dreierlei Friedensproben, fünfjährigen, aber der riecht dem Dikaiopolis nach Pech und Schiffsrüstung zu neuem Zug, zehnjährigen, der ihm auch nicht behagt; aber dreißigjährigen v. 196—202.

Der riecht — ja der — nach Nektar und Ambrosia,
Und nicht so nach »drei Tage Proviant gepackt!«
Und führt im Munde das süße Wort: »geh', wo du magst!«
Den wähl' ich mir und spend' ihn mir und trink' ihn aus,
Und lasse schönstens deine Acharner Acharner sein!
Nun frei des Krieg's und der Kriegsnöthen geh' ich heim
Auf's Land, und feire die ländlichen Dionysien!

Darauf sehen wir den Dikaiopolis auf seinem Landgut den Festzug ordnen, zur ländlichen Dionysosfeier, als dem Inbegriff ländlicher Lust. Die Acharner, die den Amphitheos bis auf die Bühne verfolgen und den Chor des Stücks bilden, erkennen daran, daß Dikaiopolis der Anstifter des Separatfriedens ist, und wollen ihn steinigen. Er vermag sich nur durch den Einfall zu retten, daß er einen Kohlenkorb ergreift, das theuerste Kleinod der kohlenbrennenden Acharner, und diesen mit dem Schwerte zu vernichten droht, wenn sie ihn nicht zu Wort kommen ließen. Diese schon an sich ergötzliche Erfindung ist, wie das ganze Benehmen des Dikaiopolis, noch obendrein eine Parodie eines Euripideischen Helden, des Telephus, der den kleinen Orest aus der Wiege riß, um ihn zu tödten, wenn Agamemnon ihm nicht Gehör gäbe. Der Kohlenkorb war ihrem Herzen so theuer, daß sie dem Dikaiopolis erlaubten zu reden, zumal da er mit dem Kopf über dem Hackblock sprechen will, um gleich geköpft zu werden, wenn er nicht recht behalte. Auch Telephus hatte unter denselben Umständen zu den Athenern sprechen müssen, wie Dikaiopolis zu den Acharnern; und Aristophanes treibt daher die Parodie noch weiter. Dikaiopolis geht zum Euripides ins Haus, der im obern Stockwerk unter allerlei Lumpencostümen an einer Tragödie arbeitend sichtbar wird. v. 410—479.

Dikaiopolis.

Euripides!

Euripides.

Du rufest?

Dikaiopolis.

Schaffst in der Schwebe du
Statt zur ebnen Erde? Lahme machen mußt du da wohl!
Und wieder Lumpen trägst du da aus der Tragödie,
Das Kleid des Erbarmens? Bettler machen mußt du da wohl!
Doch ich beschwöre bei deinen Knien, Euripides,
Dich, nur ein Lümpchen gieb mir aus dem Trauerspiel;
Denn ich hab' 'ne lange Rede zu halten vor unserm Chor,
Und red' ich schlecht, so ist's um meinen Hals geschehn!

Euripides.

Sprich, welches Elend denn? dieß etwa, darinnen ich
Den armen alten Mann, den Oineus ließ im Stich?

Dikaiopolis.

Nicht das des Oineus; viel erbärmlicher war es noch!

Euripides.

Den blinden Phönix hier?

Dikaiopolis.

Nein, Nein! den Phönix nicht!
Ein anderer, viel erbärmlicherer, als Phönix war's!

Euripides.

Auf welches Fetzcostüm des Mannes Wunsch nur geht!
Ja meinst du das vielleicht vom bettelnden Philoktet?

Dikaiopolis.

Nein, nein! ein viel bettelhafterer war's, als der!

Euripides.

So wünschest du gewiß das kothbeschmutzte Gewand,
Drin mein Bellerophon, der hinkende, zieht durch's Land!

Dikaiopolis.
Bellerophon nicht — der aber, den ich meine, war
Das alles auch, lahm, Bettler, Schwätzer, Zungenheld!

Euripides.
Nun weiß ich — Telephos, der Myser!

Dikaiopolis.
Ja, Telephos!
Von diesem gieb, ich beschwör' dich, mir den geflickten Rock!

Eiripides.
Bursch, hol' ihm Telephos gesammtes Lumpencostüm!
Es liegt da oben bei Thyestens Lumpenthum,
Ja dort, da unterhalb der blassen Ino!

Kephisophon.
Hier!

Dikaiopolis.
„Du, Zeus, der Alles schau'st, durchschauest überall!“
Mich nun zu kleiden als den allererbärmlichsten!
Euripides, dieweil du mir dieß zu Liebe thust,
So gieb mir auch das Andre, was zu den Lumpen gehört,
Das filzige Hütchen auf den Kopf, das Mysische;
„Denn scheinen muß ich heut ein bettelarmer Wicht,
Und sein zwar wer ich bin, doch so erscheinen nicht.“
Auch sollen die Herrn Zuschauer wissen, wer ich bin,
Die Choristen aber wie die Tölpelgänse stehn,
Damit ich sie recht mit Phrasen nasenstübern kann!

Euripides.
Nimm hin den Filz, du webst fein Netz zu deinem Plan!

Dikaiopolis.
„Des Himmels Segen dir, doch deinem Telephos —“
Vortrefflich! sieh wie ich durch und durch schon Phrase bin!
Indessen bitt' ich noch den Bettelstab mir aus!

Euripides.
Nimm hin und walle Thors Felsquaderbau hinaus!

Dikaiopolis.
„O Herz, du siehst, wie man des Hauses mich verstößt“
Bedürftigen manches Dings wohl noch! Wohlan so sei
Zudringlich, heischend, unverschämt! Euripides,
Gieb mir das Körbchen, durchgebrannt vom Lampenlicht!

Eiripides.
Was hast du arger Thor noch des Geflechtes Noth?

Dikaiopolis.
Noth freilich weiter nicht, nur haben möcht ich's doch!

Euripides.
Höchst lästig bist du mir! Und wandre nun fürbaß!

Dikaiopolis.
Ach!
Des Himmels Segen dir, wie deiner Mutter einst!

Euripides.
Nun denn von hinnen mir!

Dikaiopolis.
Nein eins noch gieb mir erst,
Das Becherleinchen noch mit ausgebrochnem Rand!

Euripides.
Zum Henker nimms! du bist ein Fluch für dieses Haus!

Dikaiopolis.
Beim Himmel! du weißt nicht, wie du so oft auch uns gequält!
Doch herzenssüßer Euripides, dieß Eine noch,
Gieb mir den Scherben mit dem Schwamm zu wischen drin!

Euripides.
Mensch, Mensch, entreißen willst du mir mein Trauerspiel!
Nimm hin, und geh fürbaß!

Dikaiopolis.
Ja, ja, ich geh' — und doch
Was fang' ich an? noch fehlt mir eins; bekomm' ich's nicht,
So geht's mir schlecht! Vernimm, o Herz-Euripides,
Das Eine noch — und ich geh' und kehre nimmermehr;
In das Körbchen gieb mir nur ein Bischen Grünes noch!

Euripides.
Du bringst mich um! da nimm's! dahin nun, Musenkunst!

Dikaiopolis.
Nein, nicht so! nein, ich geh' — zu lästig ward ich schon.
O weh mir! weh mir! sterben muß ich! ich vergaß
Das Eine, Höchste, drin mein Wohl und Wehe ruht!
Euripelchen, Herzensliebsterchen, Zuckersüßerchen!
Auf ewig will ich verdammt sein, wenn das Geringste noch
Ich bitte außer dem Einen, dem einen Einzigen;

O gieb mir Kerbel aus der Mutter Verlassenschaft!
Euripides.
Der Mensch beleidiget! schleußt Hauses Zwilingshof!

Er legt nun als Telephus verkleidet den Kopf auf den Block, und leidet, die Schuld von den Spartanern wälzend, den ganzen peloponnesischen Krieg von einer elenden Privatgeschichte der Aspasia her, der zu Gefallen Perikles, der Olympier, jähen Zorns entbrannt, mit Blitz und Donner erschütterte wild das Hellenerland. Wie Dikaiopolis aber doch nichts Rechtes ausrichtet, die Acharner vielmehr Lamachus, den Feldherrn, zu Hilfe rufen, welcher pathetisch hervortritt mit Schild und Helmbusch vom Großthugöckelhahn, wie spottend Dikaiopolis bemerkt, da redet er zu ihnen ein überzeugend Wort, was denn eigentlich sie vom Kriege hätten, wo alle die grauen Männer wie sie gemeine Soldaten blieben, und junge Prahlhänse Gesandte und Feldherren würden. Die Acharner überzeugen sich, und zürnend und drohend entfernt sich Lamachus.

Hier wo in der Handlung ein Ruhepunkt eintritt, folgt nun die Parabase, welche theilweise vom Chorführer gesprochen theils vom ganzen Chore gesungen ward, und theils Rechtfertigung oder Empfehlung des Dichters, theils Tadel über verschiedene Gebrechen des Staats oder Spott über einzelne Personen untermischt mit kleinern Liedchen zum Lobe der Götter zu enthalten pflegte.

Auf die Parabasen, deren in einem Stück mehrere vorkommen können, hat Aristophanes sehr großen Fleiß ver-

wandt, und ich will Ihnen zur nähern Kenntnißnahme aus der vorliegenden folgende Stelle v. 676—692 mittheilen:

Wir, die hochbetagten Greise, ernstlich tadeln wir die Stadt;
Nicht wie das, was wir im Seekrieg Großes gethan, verdienet hat,
Hegt und pflegt man unser Alter; nein, wir leiden bitterschwer;
Denn ihr verstrickt uns alte Männer in Processe kreuz und quer,
Gebt den jungen Rednerbürschchen uns zum Hohngelächter her,
Uns verlebt schon und verstummt, gleich alten Flöten abgenützt,
Denen statt des Horts Poseidon nun der Stab ist, der sie stützt.
Und vor Alter schwach nur murmelnd stehen wir am Rednerstein,
Sehen nichts als nur des Rechts Verdreherein, Verdunkelein,
Doch das Bürschchen Staates-Anwalt, eifrig seinem Vortheil nach,
Greifet an und trifft mit gewählten, feinen Worten Schlag auf Schlag,
Kreuzt die Fragen, schneuzt die Antwort, stellet Fallen allerhanden,
Narrt und zerrt den armen Tithonos, macht so mürb' ihn und zu Schanden.
Und der Alte zuckt mit den Lippen, geht nach Haus verdammt zur Buße;
Und da schluchzt und weint er, sagt den Seinen dann mit traurigem Gruße:
»Was ich mir erspart zum Sarge, zahlen muß ich's nun als Buße!«

Die Anlage der aristophanischen Komödien ist nicht wie die der neuen auf eine Intrigue gestützt, welche die Aufmerksamkeit spannen und durch immer neue Verwicklungen erhalten soll, bis am Ende alles zur Befriedigung der Zuschauer sich auflöst. Den kaum geschürzten Knoten löst der Dichter vielmehr meist schon in der Mitte und thut dann nichts weiter als nach dem Gelingen des seltsamen Einfalls, der dem Stücke zu Grunde liegt, die lustigsten

Folgen daraus den Augen der Zuschauer vorführen. Wollte man also der Komödie des Aristophanes die innere Einheit absprechen, so wäre man nach unsern Begriffen von dramatischer Einheit recht wohl befugt dazu. Aber wer heißt uns alles mit Einem Maßstabe messen? wer heißt uns jene lustig tanzenden Spiele in die Schnürstiefel unsrer Kunstkritik einzwängen? Die innere Einheit der Handlung kannten die Alten so gut wie wir und haben sie uns vorerklärt als Regel für das Trauerspiel, nimmermehr aber für die freier herumspringende alte Komödie. Der Dichter zieht also nunmehr aus seinem närrischen Separatfrieden für eine einzige Familie practische Consequenzen. In welche Vortheile oder Nachtheile mußte der kluge Dikaiopolis kommen in seiner ländlichen Ruhe, während alles umher von Kriegslärm erschallt?

Er eröffnet vor allen Dingen einen Markt für die griechischen Stämme, mit denen Handel zu treiben in Athen des Krieges wegen verboten war. Erst erscheint ein Mann aus dem armen Megara (und die nun auftretenden Personen reden alle in ihrem Landesdialect); der hat seine zwei Töchterchen als Schweinchen herausgeputzt, was sich in Griechenland des Wortes wegen besser machte als in Deutschland, und viele spaßige Anspielungen veranlaßt, und sie an Dikaiopolis als solche verkauft, um sie von dem Hungertode zu retten; den Sykophanten, d. h. Denuncianten, der ihn anzeigen will, jagt Dikaiopolis mit seiner Peitsche, die er seinen Marktmeister nennt, davon; darauf verkauft dem Dikaiapolis ein Böotier eine Menge Wildprett, Ge-

flügel und einen sehr geschätzten Aal vom Copaischen See, und weil er als Tauschwaare etwas mitnehmen will, was es bei ihnen nicht gibt, packt ihm Dikaiopolis wohleingewickelt einen andern Sykophanten auf, läßt aber darauf dem schlachtenkühnen, gewaltigen Lamachus, dem »das Haupt des Helms dreimähnig schattiger Schmuck umweht,« nichts ab von seinem kostbaren Fische. Er will die Segnungen seines Friedens allein genießen, allein in Vollauf leben am Kannenfest. Unbarmherzig jagt er den Landmann davon, dem einfallende Böotier seine Rinder fortgeschleppt, und giebt ihm nicht ein einzig Tröpfchen von seinem Frieden; nur einer Brautjungfer gießt er, weil die Braut ihn bitten läßt, ein wenig in ihr Gläschen, damit der Bräutigam heut an seinem Hochzeittag nicht im Lager übernachten muß. Am allerdeutlichsten aber malt uns der Dichter den Contrast von Krieg und Frieden in den Schlußscenen. Was der Landmann schon verkündete, hat sich bestätigt: die Böotier sind am fröhlichen Kannenfeste ins Land gefallen. Lamachus muß trotz dem treibenden Schnee, das verkündet ihm ein eilender Bote, in den Krieg ziehen, aber den Dikaiopolis ladet ein andrer zu einem Pikenik beim Priester des Bacchus; beide rüsten sich nun einander gegenüber, und Dikaiopolis persifflirt immer den Feldherrn 1097—1100 u. s. w.

L. Mein Junge, bringe meinen Tornister mir heraus!
D. Mein Junge, bringe meinen Speisekorb heraus!
L. Bring' auch das Sparsalz, Junge; auch von den Zwiebeln nimm!
D. Für mich den Salzfisch; denn bei den Zwiebeln wird mir schlimm!

Beide gehen nach verschiedenen Seiten ab, jeder zu seinem Werke. Aber dem Lamachus bekommts schlecht. Ein Bote kommt gelaufen. v. 1174—1189.

O Diener, die ihr im Hause seid des Lamachos,
Warm Wasser! Wasser schnell in Töpfen warm gemacht!
Charpie gezupft! Heftpflaster schnell, o schnell geschmiert!
Baumwollenwatte, Bandagen für den Knöchel her!
's hat unser Held sich verwundet an einem Grabenpfahl!
Da er über den Graben setzte, zerbrach er das Fußgelenk
Und fiel mit dem Kopf auf einen Stein und zerschlug sich den;
Und auch die Gorgo sprang aus seinem Schild heraus.
Und ach das Großthuwetterhahnsgefieder sank
Zerschmettert auf die Felsen hin, und jammerte:
»O Tages-Auge, dich schau' ich nun zum letzten Mal,
Verlasse meines Lebens Licht, bin fürder nichts!«
Mit solchen Worten in den Kanal hinabgestürzt,
Erhebt er sich wieder, hält zurück die Flüchtenden,
Jagt fort die Plünderer, schleudert ihnen nach den Speer.
Da ist er selber! Geht und öffnet ihm die Thür!

So wird nun Lamachus jammernd hereingetragen, zugleich aber sieht man im Innern eines Hauses den Dikaiopolis mit schmucken Dirnen scherzen als Eroberer des Weinschlauchs, und sein Jubel correspondirt in ähnlicher Weise wie oben mit des Lamachus Klagen. —

Eine noch tiefere Sehnsucht nach dem Ende des Kriegs malt der Dichter in dem Stücke, welches den Namen Frieden führt; was in den Acharnern das Verlangen eines Mannes war, steigert sich hier zu dem des ganzen Volkes; und als es dem Trigäus, der auf einem Mistkäfer in den Himmel geritten, und den vereinten Bemühungen des Chores gelungen ist, trotz den Drohungen des Kriegsgottes, der alle griechischen Städte in einem Mörser zerstoßen will,

aber keine Mörserkeule mehr hat, weil der Athener Kleon und der Spartaner Brasidas todt sind — als es trotz diesen Drohungen gelungen ist, die in einen Abgrund versenkte Friedensgöttin an einem Seile heraufzuziehen, da stimmt der Chor eine tiefempfundene Parabase an, von der ich Ihnen einen Theil vorlesen will, damit Sie sehen, welch idyllisches Talent unserm Dichter inwohnt, der überhaupt die Sprache so sehr in der Gewalt hat, daß er bald erhaben, bald schwärmend, bald tändelnd, bald burlesk und possenreißerisch, wie es ihm gerade beliebt, das genialste Potpourri an unsern Ohren vorüberziehen läßt. In jener Parabase singt der Chor also: v. 1110—1156.

Ich bin froh, herzensfroh,
Des schweren Helms frei zu sein,
Des Käs' und Brod's, Haferschrot's.
Der Krieg ist nicht mein Geschmack;
Beim Kamin nachthinein,
Freundchen rechts, Freundchen links,
Froh beim Wein auf zu sein,
Nachgeschürt dann und wann
Noch ein Stückchen trocken Holz,
Sommers gut ausgenäßt,
Und im Feu'r Kastanien schwärzend,
Und ein Thrakisch Mädel herzend,
Wenn zu Bett mein Ehekreuz!
Nichts behaglicher in der Welt, als wenn die Saat im Boden liegt,
Und der liebe Gott begießt sie, und ein Nachbar also spricht:
Sag' mir, was beginnen wir derweilen, Nachbar Feldermann?
Macht's doch recht der liebe Gott so, daß man Eins drauf trinken kann!
Also, Frauchen, heute setz' drei Metzen junge Schoten auf,
Rühre dichtig Kuchenmehl ein, Feigenschnittchen lege drauf;
Syre, rufe dann den Manes auch nur aus dem Feld herein;
Denu es ist für heut nicht möglich, abzublatten unsern Wein,
Noch zu überharken; sinkt man doch bis an das Knie hinein!
— Holt von mir zu Haus' die Taube und die zwei gebratnen Spatzen;

Auch die vier Stück Hasenbraten war da, und ein Frischmilch-Satzen,
Wenn mir Abends drüber her da nicht gekommen sind die Katzen;
Denn ich hörte, weiß der Himmel, was da poltern und da kratzen!
Drei davon bring', hörst Du, uns her, laß' den Vater eins verzehren,
Fordr' in Aischinades Garten einen Myrrhenzweig mit Beeren,
Und ersuch' Freund Charinades, heute möcht' er uns beehren
Und mit uns ein Schöppchen leeren,
Uns zur Lust, dem Gott zu Ehren,
Der der Saat so gnädig ist.
Wenn die Heuschrecke dann
Im Felde zirpt holden Sang,
Dann schau' ich wohl frohen Sinns
Den Lemnerwein reihhinab,
Ob er bald reifen wird,
(Früh ja reift dieß Gewächs.)
Seh' die Frühfeige auch
Schwellen schon, sich röthen schon;
Aber ist sie erst gereift
Kost' ich sie, ess' ich sie,
Sing dabei: o liebe Horen!
Setze drauf dann einen Mohren,
Fühle mich wie neugeboren,
Werd' so Sommers dick und fett.

Dieser Schilderung stelle ich, blos um eine Probe zu geben von der Tiefe, mit der er der Natur lauscht, eine Stelle aus den Vögeln auf die Nachtigal, zur Seite. v. 211—225.

Süß Weibchen, auf! auf! und verscheuche den Schlaf,
Laß quellen den Born des geweihten Gesangs,
Den so süß hinströmt dein seliger Mund,
Wenn um dein, wenn um mein Kind Itys du
In unendlicher Sehnsucht hell wehklagst
Aus tiefster Brust!
Von der säuselnden Linde Gezweig steigt rein
Dein Schall zu dem Thron des Kroniden empor,
Wo der goldenumlockte Apoll dein lauscht,
Und zu deinem Gesang in die Lyra greift,
Und zu deinem Gesang den umwandelnden Chor
Der Unsterblichen führt;

Und es weht von der Lippe der Himmlischen dir
Mittrauernd mit dir,
Der Götter selige Wehmuth!

Kleon, der im Frieden die Mörserkeule genannt wird, stand an der Spitze der demokratischen Kriegspartei, ein Gerber und gewaltthätiger Schreier, welcher sich durch Gefangennehmung der auf Sphakteria eingeschlossenen Spartaner noch größere Popularität als schon vorher durch klugberechnetes Bekämpfen und Unterdrücken der Aristokraten unter dem Volke erworben hatte, und seit des Perikles Tode der erste Mann im Staate war. Gegen diesen Danton der Athener richtete Aristophanes seine Ritter. Wenn man bedenkt, daß Kleon gerade damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, als dieses heftigste aller aristophanischen Stücke gedichtet wurde, so weiß man nicht, ob man mehr die Keckheit des Dichters bewundern soll, der es wagte, in dieser Weise den einflußreichsten Mann im Staate anzugreifen; oder die unbeschränkte Freiheit, welche die Rede in Athen genoß; oder den Muth der Kampfrichter, welche dieser Komödie den ersten Preis ertheilten, zu der kein Maskenmacher sich getraut die Maske des Kleon anzufertigen; oder endlich den Leichtsinn des Volkes, bei welchem Kleon nach wie vor in der nämlichen Gunst stand. Die Komödie hatte das Recht der Hofnarren, sie durfte reden was sie wollte, man amüsirte sich, steckte die Wahrheiten, welche sie sagte, ein, wie werthlose Rechenpfennige, und kehrte unbelehrt und unbekehrt ins Leben zurück. Im Vergleich mit der Sprache, welche Aristophanes in den Rit-

tern gegen Kleon führt, sind die stärksten Herweghiaden und politisch-poetischen Capuzinaden des literarischen Comptoirs in Zürich und Winterthur wie die Schläge eines Kindes zu denen eines Riesen. Und in welch heilloser Gestalt zeichnet er das Volk selbst darin ab, das er doch mit seinem Spiele ergötzen wollte! Aber freilich dieses bestand aus vielen Köpfen, von denen jeder einzelne bei sich selbst denken konnte: So sind die Andern, aber ich nicht. Wir lachen ja auch von Herzen, wenn Jemand gute Witze über den deutschen Michel macht, und überlegen nicht, daß auch wir Fleisch von seinem Fleische sind. So eine Art Michel ist denn auch der alte Herr Volk, den Aristophanes in den Rittern als Person leibhaftig auf die Bühne bringt. Der hat sich einen paphlagonischen Sclaven gekauft, einen Gerber von Profession, eben den Kleon, den abgefeimtesten, hinterlistigsten Kerl von der Welt. Der merkte des Alten Art gar bald sich ab; er drängte sich auf, er schlich sich ein, diensteiferte, heuchelte, schmeichelte, hinterging und fing ihn, und drückte nun aufs jämmerlichste seine beiden Mitsclaven, die Feldherren Nicias und Demosthenes. Diese, seinen Sturz vorzubereiten, stehlen ihm, während er im Hause schnarcht, eines seiner Orakel; darin steht nun deutlich sein Untergang geschrieben. Denn es heißt in diesem Orakel: v. 129 u. s. w.

»Es wird zum Ersten hier ein Hedehändler sein,
»Der wird zum Ersten walten über diese Stadt!
»Nach diesem Ersten wird ein Schaafviehhändler sein,
»Wird mächtig sein im Lande, bis ein andrer kommt,
»Mehr Schuft wie er; zu Grunde geht er alsobald.

»Denn es kömmt ein Lederhändler« — der Klaffagonier —
»Ein Dieb, ein Großmaul, ein Orkan, sobald er schreit!«

Diesen nun muß ein Wursthändler stürzen, denn im Orakel heißt es weiter v. 197—201.

»Doch wenn der schnabelgekrümmte, der lederne Aar mit den Fängen
»Also den Drachen erpackt, den einfaltspinslichen Blutschlund,
„Dann geht schmählich zu Grund Paphlagonern die Knoblauchsauce;
»Aber dem Dickdarmhändler gewährt viel Ruhmes die Gottheit,
»So er nicht daß achtet, hinfort noch Wurst zu verkaufen«

Daß diese Worte sich auf den Kleon und den Wursthändler beziehen, beweist der eine Diener durch folgende Combination: v. 202—210.

Wie aber bezieht auf mich sich das? belehre mich!
Der lederne Aar ist eben der Paphlagonier.
Was heißt denn aber schnabelgekrümmt?
Das heißt so viel,
Als daß er mit krummen Fingern immer stiehlt und raubt.
Dann ferner, wozu der Drache?
Das ist sonnenklar:
Lang ist der Drache, und die Wurst ist wieder lang;
Blutschlund, das ist der Drache, Blutwurst manche Wurst
Der Drache, sagt das Orakel, wird den Lederaar
Demnächst bezwingen, wenn er sich nicht beschwatzen läßt.

Während die beiden Sclaven sich berathen, geht ein Wursthändler vorüber mit seiner Wurstbank, und wie sie ihm gratuliren als dem Fürsten der hochgepriesenen Stadt Athen, der als Selbstherrscher den Rath mit Füßen treten und die Feldherren züchtigen darf, hält er sich erst für verspottet, und sieht trotz ihrer Versicherung von der Wahr-

heit der Sache nicht ein, wie aus ihm, einem Wursthändler, dem die Schulkenntnisse ganz und gar fehlen, noch ein großer Mann werden soll; allein gerade dieß ists ja, versichert ihm der Sclave, was ihn zur Staatsverwaltung befähigt. Daß das Orakel zutrifft, sieht er nun freilich ein; aber wie soll er es machen, um des Volkes Führer zu sein? Antwort: v. 213—219.

O Kleinigkeit: dasselbe thust du, was bisher:
Durcheinander rührst du und hackst wie Hachée und stopfst wie Wurst
Die Demokratie, und machst dir das Volk mit süßem Guß
Von küchenmeisterlichem Geschwätze mundgerecht;
Das übrige Demagogenwesen hast du ja,
Hundsföttische Stimme, schofle Geburt und den Straßenwitz,
Kurz, Alles hast du, was man zur Staatsverwaltung braucht.

Dabei werden die Ritter ihm helfen, welche in unsrer Komödie den Chor bilden. Aber wie soll er ihn denn besiegen? Antwort: Durch noch größere Unverschämtheit. Als daher der Paphlagonier schreiend und lärmend herauskommt, schreit und schimpft der Wursthändler, vom Chor unterstützt noch ärger; das dauert eine gute Weile, und muß den Athenern, besonders der vielen Anspielungen wegen, ein herrlicher Ohrenschmaus gewesen sein, bis zuletzt der Paphlagonier erzürnt sich entfernt mit der Drohung in den Rath zu gehen und alle Anwesenden als Verschworene zu denunciren, und der Wursthändler ihm nacheilt. Beide edle Männer wissen sich beim Rathe beliebt zu machen, und der Wettkampf wird fortgesetzt vor den Augen des alten Herrn Volk selbst, welchen ihr Schreien aus dem Hause

ruft. Dieser will denn auch Schiedsrichter sein, und bescheidet sie auf die Pnyx, den Versammlungsplatz. Da wird dem Wursthändler Angst, er ruft aus: v. 752—755.

O weh mir Armen! ach, es ist nun aus mit mir!
In seinem Haus' ist freilich der Alte ganz gescheut;
Doch sitzt er dort erst auf den Steinen, so sperrt er das Maul
Weit auf, als sollten gebratne Tauben hinein ihm ziehn!

Beide beeifern sich nun dem Herrn Volk Wohlthaten zu erweisen. Der Wursthändler schiebt ihm ein Polster unter, daß sich der nicht drückt, der bei Salamis mit war, gibt ihm Schuhe und einen Rock und gewinnt so des Alten volle Liebe, so daß er des Paphlagoniers später gereichten Mantel gar nicht mehr mag, weil er nach der Gerberei riecht; und der Wursthändler ist noch so boshaft zu behaupten, jener hätte den alten Herrn beim Ueberwerfen damit ersticken wollen. Der Paphlagonier wird abgesetzt, trotz seinen Orakeln, mit denen er Herrn Volk beschwatzen will, trotz seinen Leibgerichten, die er ihm auftischt; denn der Wursthändler bringt immer bessere Weissagungen, schmackhaftere Bissen; verzweifelnd läßt sich nach abgelegtem Kranze der Paphlagonier mit der Theatermaschine ins Haus schieben, und der durch den Wursthändler wieder verjüngte Alte schämt sich seiner frühern Tölpelhaftigkeit, und will hinfort leben wie in der schönen marathonischen Zeit, der Paphlagonier aber wird dazu verurtheilt, Würste zu verkaufen und mit Gassendirnen und Badern herumzuschreien.

Zwei Institute waren es, in welche die Democratie ihren Hauptwerth setzte, die Volksversammlung als gesetz-

gebende Macht, und die öffentliche Gerichtsbarkeit. Aus dem ganzen Volk wurden jährlich 6000 Richter gelost, ohngefähr 1/3 der Bürgerschaft, und in Schaaren von 500 in die verschiednen Gerichtshöfe vertheilt, und diese bezogen, wenn sie den Richtercollegien beiwohnten, einen täglichen Sold von 3 Obolen. Die Geringfügigkeit dieses Einkommens (ein Obolos ist etwas über 10 Pfennige) verdrängte die wohlhabenden Bürger von selbst vom Richteramte, und die ärmern hatten in ihm doch einen sichern und dabei höchst anständigen Erwerbsquell. Besonders älteren Personen dieser Klasse war das Rechtsprechen eine willkommene Beschäftigung; jüngere nahm Krieg oder Geschäft mehr in Anspruch, ältere aber konnten sich durch ihren Richtersold eine unabhängige Existenz erhalten und im Bewußtsein ihrer Macht glücklich fühlen, die sie nur zu oft durch Verurtheilung reicher Aristokraten geltend machten. Diese aufs Richten erpichten und versessenen Leute gibt Aristophanes in seinen Wespen unerbittlichem Gespötte preis. Der alte Philokleon, welcher an dem partiellen Wahnsinn leidet immer richten zu wollen, wird auf Geheiß seines Sohnes Bdelykleon in einem Gewahrsam von zwei Sclaven bewacht. Vergebens sucht er durchzukommen, erst durch den Schornstein, dann indem er sich unten am Bauch eines Esels anhängt, wie einst Ulysses bei Polyphem an dem eines Widders, endlich unter dem Dache hervor; vergebens will ihn der in aller Frühe mit Laternen ankommende Chor mit Wespenstacheln bekleideter Richter, welcher glaubt, er schlafe noch, durch Singen

alter Lieder munter machen Er müht sich, an einem Seile herabzufahren, der Sohn läßt ihn zum großen Zorne des Chors wieder hinaufziehen, wie er halb unten ist. Und doch ists kein böser Sohn: er will ja den alten Vater mit Speise und Trank, mit warmer Kleidung und aller Bequemlichkeit versehen, nur soll er zu Hause bleiben, soll sich pflegen in seinen alten Tagen, und nicht im abgeriebenen Mantel Tage lang in winterlicher Kälte unter freiem Himmel zubringen. Den anfangs erzürnten Chor überzeugt er wohl, so daß dieser den Alten glücklich preist, wenn er aller Mühen des Gerichtsstandes überhoben, ein zufriedenes Alter genießen könne, Philokleon selbst aber hat wohl auch Wohlgefallen an den versprochnen Genüssen, allein die Bedingung, unter welcher sie ihm geboten werden, nämlich das Richten aufzugeben, setzt ihn in die leidenschaftlichste Aufregung, ja in eine Art Delirium; so daß er ausruft: v. 950—959.

Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
Nur — Kennst du das Land —? dahin möcht' ich ziehn,
Wo der Herold ruft:
»Wer gestimmt nicht hat, steh auf, tret' her!«
Und träte dann hin zu der Urne des Spruchs,
Würf' ein mein Steinchen, bedächtig, zuletzt —!
Auf, Herz! frisch auf —! o wo weilst du, Herz —?
O laß mich, du Jammernde —! Donner und Blitz,
Nicht mag im Gerichte mir Kleon selbst
Als Betrüger sich lassen ertappen!

Erst dann verzichtet er auf sein Gerichtsleben, als der Sohn ihm den Vorschlag macht, ihm ein Privatgericht im Hause anzuordnen. Er schreitet auch alsbald ans Werk:

da soll er am warmen Kamin über die Hausgenossen richten können nach seiner Bequemlichkeit und dabei seine gute Tasse Fleischbrühe schlürfen im commoden Schlafrock.

Sogleich wird der Anfang gemacht mit einem Prozesse zweier Hunde, der sehr ergötzlich zu lesen ist, und es für die Zeitgenossen noch in höherm Grade sein mußte, da der beklagte Hund Labes, der beschuldigt wird einen sicilischen Käse gestohlen und dem Kläger nichts davon gegeben zu haben, den Feldherrn Laches bezeichnet und der Kläger den Kleon.

Nachdem der Sohn dem Vater auf diese Weise das Richten abgewöhnt, sucht er ihn immer mehr zu modernisiren, er zieht ihm modische Kleider an: einen persischen Mantel und laconische Schuhe; er lehrt ihn sich fassionabel betragen, und führt ihn in gute Gesellschaft zu einem Pikenik. Hatte der Alte aber vorher nur mit Widerstreben die Gewohnheiten seines Alters aufgegeben, so thut er nun ohne Maß jugendlich, er betrinkt sich und insultirt alle Leute, hübscht mit einer Flötenbläserin, wirft dem Brodmädchen den Korb herunter und will nichts bezahlen für die zerbrochenen Wecken, und stellt in seiner jugendlichen Verwandlung carricaturmäßig die übermüthig sich dem Gesetz entschlagende atheniſche Jugend dar. —

Diese atheniſche Jugend muß in der That ziemlich burschikos gelebt haben. Der junge Phidippides in den Wolken wird von seinem alten Vater Strepsiades, den er durch sein chevalereskes Leben tief in Schulden gebracht hat, geschildert, wie er langes Haar trage, reite, fahre

und von nichts als Pferden träume. Leider hat jener, vorher ein begüterter Landmann, eine vornehme Frau aus der Stadt genommen, von dem alten Geschlechte der Alkmäoniden, die hat dem Burschen das Vornehmthun in den Kopf gesetzt, und der Alte muß obendrein mit beiden noch gar säuberlich umgehen. Aber wie soll er seine Schulden bezahlen? Diese Angst raubt ihm die Nachtruhe. Doch halt! Da drüben ist eine Denkanstalt; die Herren besitzen die Künste aus dem Recht Unrecht und aus dem Unrecht Recht zu machen; von diesen zwei Künsten will er seinem Sohne die zweite lehren lassen, und wenn dann die Gläubiger klagen, so muß der Sohn als des Vaters Advocat auftreten und keiner erhält einen Obolus. Und wer ist nun der Besitzer dieser Denkanstalt? Socrates.

Sokrates hat sich durch den Ernst der Forschung, mit welchem er die Edelsten der atheniſchen Jugend an sich zog, so wie durch die tiefwissenschaftliche Anregung, welche auf die begabtesten seiner Schüler, und durch sie auf Jahrtausende wirkte, einen welthistorischen Namen erworben, und der großartige Sinn, mit welchem er in den Tod ging, hat ihn schon kurz nach seinem Hingang zu einem Märtyrer und Heiligen gestempelt. Darum hat Aristophanes durch diese Komödie seinem eigenen Charakter in den Augen der meisten warmen Verehrer des griechischen Weisen ungemein geschadet. Wer wollte es auch rechtfertigen, daß er den bescheidenen ächten Philosophen in eine Klasse zusammenwirft mit der Scheinweisheit prunkender Sophisten, welche dieser überall aufs nachdrücklichste

und wirksamste bekämpft hat, und ihn zum Lehrmeister gerade derjenigen Künste macht, die zu verdrängen sich Socrates zur Lebensaufgabe setzte? War es Privathaß? War es Unkenntniß der Philosophie dieses großen Mannes? War es die Sucht, auch das Edelste und Höchste herabzuziehen und zum Gegenstande gemeinen Spottes zu machen? Daß Socrates selbst die Angriffe des Aristophanes nicht so hoch angeschlagen, beweist schon der Umstand, daß er der Aufführung dieser Komödie persönlich beiwohnte und sich von seinem Sitze erhob, damit die lachenden Zuschauer ihn besser sehen könnten. Daß Privathaß von Aristophanes fern gewesen, geht selbst aus dem Gastmale des Plato hervor, in welchem der launige Dichter an der von Socrates geleiteten Unterredung über die Liebe in ergötzlicher Weise Theil nimmt. Und könnte man es ihm so sehr verargen, wenn er über des Socrates neue Weisheit nicht im Klaren gewesen wäre, da ja unter uns Deutschen, die wir uns von Haus aus der Gründlichkeit und des philosophischen Geistes rühmen, Alt und Jung über alte und junge Hegelianer, über alten und neuen Schelling keck zu reden wagt, ohne in die Lehren dieser Denker tiefer eingeweiht zu sein als Aristophanes in den Wolken in die Philosophie des Socrates? Wer von uns ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn. Die lachlustigen Athener selbst nahmen das Urtheil eines Komikers nicht so genau, und wer etwa gar dem Dichter einen Theil der Schuld an Socrates Tode zuwälzen wollte, der möge bedenken, daß unser Stück volle 23 Jahre vor dieser Kata-

strophe zur Aufführung kam. Pure Spottlust hat ihn aber auch nicht bestimml. Sondern: er war ein Feind der neuen Bildung, ein Anhänger und Verehrer der alten Marathonkämpfer; die hauptsächlichste Triebkraft der neuen Lebensansicht war die Philosophie; diese selbst war ihm also verhaßt, es mochte nun ihr Vertreter heißen wie er wollte; durch sie sah er die alte Thatkraft, die alte Poesie, den alten Glauben, die alte Biederkeit des Lebens zu Grunde gehen. Und ob zwar in eben der Philosophie wieder die alleinige Arznei für diese Krankheiten enthalten ist und aus ihr der einzige Trost zu quellen vermochte, so war doch philosophische Resignation nicht im Geschmack unsres Dichters, welcher lieber das Rad der Zeit wieder rückwärts gedreht hätte; ihm fehlte der Glaube an eine bessere Zukunft durch einen Fortschritt des Geistes, und mußte ihm fehlen, da das griechische Volk, was an ihm Herrliches war, schon in der Vergangenheit gestaltet hatte. So ist ihm Socrates, als der nahmhafteste Philosoph der Zeit, ein Repräsentant der Philosophie überhaupt, sammt der in ihr wurzelnden kunstmäßigen Beredsamkeit, und er läßt diesem eine Art Rhetorschule halten, die er doch nie gehabt hat. Des Aristophanes Sinn ist aufs praktische Leben gerichtet, der Sohn des Strepsiades mag nicht hinein zu den Philosophen-Jüngern mit abgehärmtem Gesichte; er könnte sich sonst nicht mehr vor den Rittern sehen lassen. Philosophie erscheint unsrem Komiker als Spitzfindelei, fürs Leben unnütz, als schädliche Grübelei, welche die Religion gefährdet. Denken die praktischen Menschen unsrer Tage, denken die

eifrigen Beschützer des Glaubens anders von dieser edelsten und würdigsten aller menschlichen Wissenschaften? Wollen wir also des Aristophanes Charakter von dieser Seite unangetastet lassen, um nicht durch unsre Beschuldigung uns selbst zu verklagen.

Der junge Phidippides in den Wolken macht es also wie unsre Studenten: er mochte nicht in die Denkerei; und wollte der Alte lernen, wie er von seinen Gläubigern los kommen könnte, so mußte er selbst noch des Socrates Schüler werden. Da gibt es nun ergötzliche Scenen. Gleich beim Eingang erzählt ihm ein Schüler von einer wichtigen Untersuchung, die er durch sein rohes Anpochen gestört habe. V. 144—152.

So eben fragte Socrates den Chairephon,
Wie weit ein Floh, nach eignen Schuhen berechnet, springt;
Es stach da nämlich einer in Chairephons Augenbraun
Und enthüpfte behend dann auf das Haupt des Socrates.

Strepsiades.

Wie mocht' er das ausmessen?

Schüler.

Auf das scharfsinnigste!
Wachs ließ er schmelzen, nahm darauf den Floh behend,
Und tauchte desselben beide Füße in's flüssige Wachs;
Sobald es kalt war, hatte seinen Schuh der Floh;
Den löst er ab und maß damit die Entfernung aus.

Und wie nun die Denkanstalt sich öffnet, da sitzen die Jünger umher in gebückter Stellung zur Erde schauend; denn

Sie verfolgen die Urgrundslehre bis unter dem Tartarus;

Socrates selbst aber schwebt oben in einem Flechtkorb; v. 222—233. Strepsiades:

Herr Sokrates!
Sokratelchen!

Sokrates.

Was rufst Du mich an, du Erdensohn?

Strepsiades.

Vor allem sag' mir, bitte, was du da oben schaffst?

Sokrates.

In Lüften schweif' ich, denk' ich über der Sonne Weg!

Strepsiades.

So, so! von der Flak' aus denkst du über die Götter weg,
Und nicht von ebner Erde; nicht?

Sokrates.

Ich würde nie
Die himmlischen Dinge schaun in ihrer Wesenheit,
Wenn nicht der Verstand so hinge, sondern die Abstraktion
Der Idee sich mischte mit der ihr wahlverwandten Luft.
Denn wollt' ich am Boden haftend das Droben von unten her
Beschaun, ich fänd es nimmer. Sondern die Erde zieht
Gewaltsam an sich die Feuchtigkeit der Spekulation.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle die komischen Situationen, die witzigen Wendungen, die selsamen Mißverständnisse auch nur andeuten, welche durch den beschränkten Sinn des Strepsiades und den karrikirten Philosophengeist des Socrates, oder durch den Gegensatz der ärmlichen Lebensverhältnisse mit dem idealen Aufschwung des letzteren selbst hervorgerufen werden. Nur von diesem ein einziges Beispiel. Strepsiades muß sich im Auftrag des Socrates auf ein Sopha legen und in den Gedanken seiner selbst versenken, um etwas auszudenken. Socrates entfernt sich; der Chor, der, um das dunstige, gehaltlose Wesen der Philosophie zu bezeichnen, aus Wolken besteht, welche aller Gestalten fähig, die von Frauen angenommen haben, spricht ihm Muth zu. Aber da kommen aus dem alten Möbel Wanzen herausgekrochen

und zerstechen den armen Mann, und hätten ihm das Denken, wäre er dessen überhaupt fähig gewesen, unmöglich gemacht. Aber Socrates dringt aufs neue in ihn und gibt ihm seinen zerrissenen Mantel; mit dem soll er sich zudecken, damit er ganz ungestört von der Außenwelt sich in sich selbst zurückziehen könne; allein es fällt ihm eben nichts ein als die Frage, wie er sich die Gläubiger vom Halse schaffen soll. Socrates erklärt ihm zuletzt, er könne ihm nichts lehren, weil er so vergeßlich und ungeschickt sei, und der Chor gibt ihm den Rath, er sollte lieber seinen Sohn schicken. Dieß geschieht denn auch trotz des Sohnes Widerstreben; Phidippides erhält Unterricht in der neuen Bildung und entfernt in Folge davon mit Spitzfindigkeiten und Gewalt die Gläubiger? Strepsiades ist außer sich vor Freude über seines Sohnes Fortschritte; aber als dieser nun gelegentlich die Waffe gegen den kehrt, von dem er sie erhalten, als er den Vater prügelt, und ihm gar zu beweisen versucht, daß er recht daran gethan, und rund heraus sagt, er werde es der Mutter eben so machen, da geht dem Alten endlich ein Licht auf über den Werth der gottlosen Denkerei; er ruft im Zorn seine Knechte und brennt und reißt mit ihnen, zu spät zur Besinnung gekommen, die ganze Denkanstalt nieder.

Der Streit zwischen Vater und Sohn war über die Dichtkunst entstanden; jener wollte ein Lied des Simonides oder Aeschylus bei Tisch vorgetragen hören, dieser sang ihm eine schamlose Stelle aus Euripides, worüber der Alte außer sich kam und den Sohn heftig anfuhr. Euripides ist

der Hauptvertreter der neuen Bildung in poetischer und musikalischer Hinsicht wie Socrates in philosophischer. Wer da weiß, welchen Werth die Griechen auf Poesie und Musik als einen Hauptlehrstoff zur Bildung der Jugend und ein vorzügliches Mittel zur Veredlung oder Verschlechterung der Sitten legten, der wird den Eifer des Aristophanes gegen Euripides begreiflich finden. Bei diesem machte die erhabene Einfachheit und der großartige Ernst des Aeschylus, bei ihm die harmonische Schönheit des Sophocles Platz einem Spiele fein angelegter Intriguen, und die gehobenere Sprache jener Dichter voll sittlichen Adels stieg herab zur Rede des gewöhnlichen Verkehres. Das Element seiner Kunst war das Rührende, und seine meisten Helden und Heldinnen wandten sich an das Mitleid der Zuschauer; da war wenig Kraft, wenig männliche Größe; auch in den Motiven war er nicht wählig, und Moralität der Handlung eben nicht die erste seiner Rücksichten. Dazu sein Hang zum Philosophiren und Räsonniren, und sein Auflösen der plastischen griechischen Götter in Dunst und Aether. Ihn trifft daher Aristophanes mit dem bittersten Spotte, wo es nur immer Gelegenheit gibt, und habe ich Ihnen schon vorhin aus den Acharnern eine hierauf bezügliche Scene mitgetheilt, so ist das bei Weitem nicht das ärgste, was er ihm gesagt hat. Wir haben noch zwei ganze Stücke übrig, die gegen ihn gedichtet sind: die Thesmophoriazusen und die Frösche. In jenen machen ihm die zum Fest der Thesmophorien versammelten Frauen den Prozeß, daß er ihr Geschlecht so unedel behandelt und lau-

ter schlechte Frauen auf die Bühne bringt; in diesen hält er nach seinem Tode in der Unterwelt einen Wettstreit mit Aeschylus, bei welchem sehr feine und treffende Urtheile über den poetischen Charakter beider Dichter gefällt werden. Der Gott Dionysos, an dessen Feste ja die Tragödien gegeben wurden, will sich einen großen Dichter heraufholen; denn alle Berühmtheiten sind gestorben. Euripides macht dem Aeschylus den tragischen Thron streitig; der bescheidne Sophocles steht seitwärts und mischt sich nicht in den Wettkampf.

So ist unser Dichter durch und durch Parteimann, er mag die Zeit in ihren allgemeinen Richtungen geißeln, oder Gelegenheitsstücke vorführen, die auf bestimmte Begebenheiten Bezug haben wie z. B. die Vögel, welche die politische Projectenmacherei und die Luftschlösser, die man bei der nachher so sehr verunglückten sicilianischen Expedition zu Athen baute, in meisterhafter Weise lächerlich macht. Aber mit dem athenischen Staat sank auch die Satire; denn der Parteihaß hatte sich abgekühlt nach Befreiung der Stadt von den 30 Tyrannen, und je mehr die Kräfte des Staats dahinsanken, desto unerquicklicher mußte auch dem Aristophanes das ganze politische Treiben erscheinen. Es gleicht einer poetischen Verzweiflung am öffentlichen Leben, daß er in den Ekklesiazusen die Herrschaft den Händen der Frauen übergibt, weil dieß die einzige Staatsform sei, die man bisher noch unversucht gelassen, und in dem letzten seiner Stücke, dem Plutus (Reichthum), welches er im Jahre 388 gedichtet hat, wendet er sich von

der Politik weg zu allgemein menschlichen Zuständen, und führt die Frage durch, wie denn der Zustand der Welt sein müßte, wenn der Reichthum den Händen der Schlechten entrissen und den Würdigen zu eigen gemacht würde. Dieses Stück bildet bereits den Endpunkt der alten Komödie, und den Uebergang zur unverfänglichern mittlern.

Mit dem Plutus hat Aristophanes seine Dichtungen geschlossen, der einzige große Dichter, welcher den peloponnesischen Krieg überlebt hat. Ich habe in meinem Vortrage keines seiner Stücke unberührt gelassen, und nachdem wir auf diese Weise über seine Dichtungsart in Stoff und Behandlung einen ziemlichen Ueberblick gewonnen, kann ich um so leichter eine allgemeine Charakteristik in wenige Worte zusammendrängen. Des Aristophanes Stücke also haben eine ernste politische Grundlage, Bewunderung der Vorzeit, Verachtung der Gegenwart als Demokratie und neumodische Weisheit; darauf erhebt sich ein luftiges Haus, oft scheinbar planlos im Einzelnen, aber wohlgefällig im Totaleindruck. Ein Hauptmittel des Komischen bildet die Carricatur; von dieser hat er überall den reichsten Gebrauch gemacht. Alle Fehler der Menschen werden lächerlich, wenn man sie übertrieben darstellt. Darum gibt er auch als ächter Parteigänger kein ungetrübtes Bild seiner Zeit, und wollte man seine Urtheile für baare Münze nehmen, so würde man manchem Ehrenmanne Athens sehr unrecht thun. Höchst genial ist er in Erfindung seltsamer Situationen, höchst gewandt im Anbringen passender Anspielungen auf Personen und Verhältnisse, häufig Beziehungen, deren Wirkung auf

uns sich mindert, weil der Witz ein Kind des Augenblicks ist. Eine reiche Fundgrube von Spaß eröffnet ihm die Parodie von Stellen anderer Dichter, die nicht nur ihm, sondern auch dem Publikum gründlich bekannt sein mußten, weil sie ja außerdem nicht die beabsichtigte Wirkung gethan hätten. Für die grosse Masse der Zuschauer aber bietet er eine reichliche Zugabe von Unfeinheiten jeder Art, welche durch alle seine Stücke zerstreut, in einigen aber so reichlich aufgetragen sind, daß sie fast ein Surrogat für den mangelnden Witz zu bilden scheinen. Darum heißt er bei Göthe im Epilog zu der Nachbildung der Vögel der ungezogne Liebling der Grazien. Merkwürdig bleibt es jedenfalls, wie er so sehr sich für gute Sitte ereifern und dabei der Gemeinheit selbst den Zügel schießen lassen kann. Verfolgt er ja auch in seinen Thesmophoriazusen den Euripides, weil er die Frauen geschmäht, und nimmt sie in eben jenem und einigen andern Stücken noch zehnmal ärger mit. Streitet er ja auch für die Religion, und gibt die Götter wiederum in Person dem Spotte preis. Im Plutos und in den Vögeln kündigen die Menschen diesen förmlich den Gehorsam auf, im Frieden spannt Zeus den Mistkäfer des Trygäus an seinen Donnerwagen, in den Fröschen wird Dionysos vor den Augen der Zuschauer geprügelt, und Herakles ist ihm der große Fresser, und Hermes der bestechliche Diebsgott, kurz nirgends wird der Götter geschont, und das unter einem Volke, welches den Anaxagoras wegen Irreligiosität aus der Stadt trieb und den Socrates, weil er neue Götter lehre, zum Tode verurtheilte.

Wie konnte die furchtbare Entweihung des Heiligen ungestraft hingehen, ja wohl gar ein Gegenstand des Spaßes werden? Ich erinnere erstlich an das Narrenrecht der Komödie, zweitens an die Parallelen, welche die Geschichte auch anderer Völker liefert, z. B. an die Narren- und Eselsfeste in Paris, an die Darstellungen alt- und neutestamentlicher Geschichten im Mittelalter überhaupt, wobei des Spaßhaften gar manches vorkam, an unsre komischen deutschen Volkslieder über die Schöpfung des Menschen, die Geburt Christi u. s. w. Ein Volk, das so zu sagen in seiner Religion festsitzt, erlaubt sich selbst mit seinen Mythen Scherze, die bei ernsten Angriffen auf den Volksglauben nicht ruhig hingenommen würden. Spaß mit dem Heiligen ist keineswegs immer verbunden mit Unglauben, und so wurde in Athen, welches den Beinamen der frommen Stadt führte, Alles hingenommen aus dem Munde eines Komikers, der ja nur Scherz trieb, was man von einem Philosophen sich nicht ungestraft hätte sagen lassen; denn jener tanzte als Fastnachtsnarr um die feststehenden Götterbilder, dieser suchte durch Gründe und Schlüsse das Fundament zu unterwühlen, auf welchem sie die gläubige Vorzeit errichtet hatte. Wie mit dem religiösen verhält es sich mit dem sittlichen Gehalt der Aristophanischen Stücke. Es ist ein Irrthum, wenn man, (wie Droysen hie und da in den Einleitungen zur Uebersetzung des Aristophanes thut,) unsrem Dichter ernste Grundsätze absprechen will, weil er sie selbst in seinen Dichtungen nicht gehandhabt. Wie seine politischen Ungerechtigkeiten auf Rechnung seines Parteieifers zu schrei-

ben sind, so fallen seine ganz unverhüllten Anstößigkeiten der Kunstgattung zu, in welcher er arbeitete. Wer wollte zweifeln an der Ehrbarkeit unsres Hans Sachs, und wie geht es zu in seinen Fastnachtsspielen? Scheint es doch, als wollte die gewaltsam aus dem öffentlichen Leben zurückgedrängte Sinnlichkeit dem Kampf um den Besitz der menschlichen Seele nur unter der Bedingung entsagen, daß ihr das Recht bleibt, periodisch die Herrin zu spielen. Diese groben Späße gehören zum Wesen der alten Komödie; aus ihnen hat sie sich entwickelt, ihrer konnte sie sich nicht entschlagen; vielmehr haben wir Ursache, den griechischen Genius zu bewundern, der jene ursprünglichen possenhaften Plattheiten so sinnig in großartige Kunstschöpfungen umzuformen verstand, während unsere Fastnachtsschwänke sich nie zu künstlerischer Form weder nachahmend noch selbständig erhoben haben.

IV.

Ueber das Wort „Gehen."

Von

Georg Arnold.

In einem früheren Vortrag habe ich versucht, eines jener Wörter unserer Sprache zu charakterisiren, die in allen möglichen Combinationen vorkommen und je nach ihrer Stellung die verschiedenartigsten Bedentungen haben. Solche Wörter hat die deutsche Sprache viele und in ihnen liegt zum Theil ihre unübertroffene Tiefe wenn dagegen gerade dadurch auch ein Mangel an Bestimmtheit fühlbar wird, den andere Sprachen nicht zulassen.

Erlauben Sie mir daß ich dem Worte gehen durch die mäandrischen Gänge folge, die es im Sprachlabyrinth gezogen hat und gestatten Sie, daran einige allgemeine Betrachtungen zu knüpfen, die natürlich nur auf eine vorübergehende Unterhaltung berechnet sein können und sehr Ihrer Nachsicht bedürfen.

Man sollte die Deutschen für ein viel mobileres Volk halten, als z. B. die Franzosen, weil bei ihnen alles geht. So viel ist indessen gewiß, daß sie am Meisten vor sich bringen wenn auch andere Nationen rühriger scheinen. Sogar um nichts zu thun muß der Deutsche gehen, nämlich

müßig. Soll man ihn in Ruhe lassen so sagt er: Mein Gott, so lassen Sie mich doch gehen. Von der Geburt an geht das Gehen schon los. Wahrscheinlich ist es das erste Wort, das er hört, weil die Mutter, ehe er noch das Licht der Welt erblickt hat, schon immer gefragt wird, wie lange sie noch geht.

Kaum ist er ein Jahr alt, so muß er in's zweite gehen er mag nun laufen können oder nicht, dann geht er in die Schule und mitunter hinter sie, nachdem es kommt. Alle Tage muß er zu Tische und in's Bett gehen und je älter er wird desto mehr geht er dem Vater an die Hand. Er lernt nur ein Handwerk das gut geht, er führt nur Waaren die gangbar sind, seine Uhr muß mit der Minute gehen. Bald geht er über Land, bald auf die Reise. Er lügt wenn er sagt: ich gehe nach Leipzig zur Messe, denn er fährt und wenn er andeuten will, daß er auf seinen eigenen Unterthanen sich fortbewegt, so reicht es nicht aus, zu sagen: Ich gehe, sondern es muß heißen: Ich gehe zu Fuß.

Ich sehe nicht ein warum der Mensch sich was abgehen lassen soll; wie lange währt es, so muß er selbst abgehen, mit Tod nämlich und was er nicht hat aufgehen lassen, kann er dann nicht mitgehen heißen und es geht ihm nur ein Stich durch's Herz wenn er's auf einen andern übergehen sehen muß.

Wenn man von Einem sagt: Der geht auf den letzten Füßen, so braucht derselbe nicht eben bange zu sein, denn diese können lange Jahre aushalten, heißt es aber:

Er geht auf den letzten Schuhen, so erscheint die Sache ernstlicher und man denkt an den Heimgang. Ob was von uns übrig bleibt oder ob wir ganz vergehen ist eine Frage, in welche wir nicht tiefer eingehen wollen. Seit es bei uns nicht mehr umgeht glaube ich fast das Letztere, in früherer Zeit hatte man wenigstens die Aussicht ein Gespenst zu werden. Heut zu Tage gehen wir bei lebendigem Leibe mit so vielen Dingen um, und es werden manche göttliche und menschliche Vorschriften umgangen, daß es dabei sein Bewenden haben könnte; aber nicht genug, man geht auch mit uns oft so erbärmlich um, daß wir aus Desparation allen Umgang aufgeben und zum Teufel gehen möchten.

Wenn Einer dem Andern begegnet, so fragt er: Wie geht es Ihnen, lieber Freund? dabei denkt er für sich: Was geht mich der Kerl an. Der Andere antwortet: O sehr gut, während er oft sagen sollte, es geht gar nicht sondern es steht und zwar schlecht.

Fragt Einer einen Kaufmann: Wie gehen die Geschäfte, so weiß man schon daß er sagt: Miserabel, und geht man ihn um Geld an, so zuckt er die Achsel und spricht: Lieber Freund, es geht mir recht nahe Ihnen nicht dienen zu können, aber es geht wahrhaftig nicht.

Sonst gingen die jungen Leute aus und nahmen einen Kopf voll schöner Haare mit, jetzt sitzen sie zu Haus und die Haare gehen aus und kommen trotz alles Macassar-Oels nicht wieder heim. Jetzt heirathet man einen

Jüngling und die Glatze geht mit in den Kauf, da hat die Frau Jahr aus, Jahr ein Sonnenschein wenn auch der Himmel voller Wolken hängt.

Es gibt Freunde, welche uns beständig sagen: Wir würden für Sie durch's Feuer gehen. In der Regel gehen Sie uns aber nur um den Bart und die meisten gehen darauf aus, von uns Nutzen zu ziehen. So einer kommt sehr häufig und sagt: Bitte, lieber Freund, leihen Sie mir geschwind einen Thaler, das Geld ist mir ausgegangen. Es ist aber nicht wahr, es ist ihm nur keines eingegangen.

Wenn man einem Mädchen Liebeleien vorplaudert, so sagt es wohl: O, gehen Sie, Sie Loser — das heißt: fahren Sie fort, und wer hat nicht schon gehört wie das Kindermädchen dem Kleinen zuruft: Geh zu und schlaf jetzt, ohne daß sie den Widerspruch merkt, so wenig als der Hamburger, wenn er seinem Vordermann im Parterre zuruft: Sitzen gehen!

Sonst legte man einen Groschen für sein Glas Bier hin und wenn der Kellner herausgeben wollte, sagte man großartig: Es geht auf. Jetzt kann man sich das Reden ersparen, denn es geht ohnehin auf.

Unrichtig sagt man: Drei in eins geht nicht — es geht allerdings aber nur ein Drittelmal und wer sagt: Meine Pfeife geht nicht, thut ihr sehr Unrecht, denn er hält sie fest.

Durch das viele Gehen geht man mitunter irre und dann ist es ein Vergehen. So Einem kann es passiren, daß er eine Zeit lang gar nicht mehr geht sondern sitzt und auf Amnestie warten muß, mit der es so schnell nicht geht als man glauben möchte.

Mancher, der keinen Kopf hat, sagt: Es geht mir im Kopfe herum und Mancher, der kein Herz hat, sagt: Es geht mir zu Herzen; dadurch, daß ein Anderer einst gewollt hat, daß alles nach seinem Kopf gehen solle, ist er bekanntlich schlecht weggekommen, dagegen sieht man es gerne, wenns Einem von der Hand geht.

Es kann Einer mit sich zu Rathe gehen, ohne daß er sich von der Stelle rührt und einem Andern ist das Wasser schon bis an den Hals gegangen, ohne daß er naß geworden wäre.

Statt zu sagen, die Sonne geht unter, müßte es heißen, wir gehen unter und dies Untergehen hat den Vortheil, daß man dabei nicht zu Grunde, sondern regelmäßig wieder aufgeht, was sonst selten der Fall ist.

Meine Herrschaften, schreit der Ausrufer an einer Meßbude, kommen Sie herein, noch ist es Zeit, es geht eben an. Läßt man sich beigehen hineinzugehen, so sieht man, daß man noch gerne ½ Stunde hätte spazieren gehen können und möchte vergehen vor langer Weile.

Gehen nachtheilige Gerüchte über Jemand, so ist nicht immer darauf zu gehen; es geht oft mit Unrecht

über einen Menschen her und nichts geht mehr von Statten, als das Verläumden, aber es geht nicht immer so ungestraft hin.

Wo man leicht Zugang hat, da geht man viel ein und aus und wo es lustig hergeht geht man in der Regel nicht eher fort, als bis alles drunter und drüber geht und dann kann man sich gratuliren, wenn man frei ausgeht.

Wenn der Wind geht, so gehen auch die Windmühlen, wenn aber der Fluß mit Eis geht, so gehen selten die Wassermühlen.

Was macht es dem Schüler, der französisch lernt zu schaffen, daß im Deutschen alles geht. Wie oft sagt er nicht ganz vergnügt: la pipe est sortie, die Pfeife ist ausgegangen, la rêve est sortie der Traum ist ausgegangen und wundert sich, wenn es korrigirt wird. Diese Thüre heißt es, geht auf die Straße und diese in den Hof — die guten Thüren rühren sich nicht: dort geht eine Mauer um die Stadt, die so fest steht, als wüßte sie gar nicht, was denen von Jericho passirt ist.

Es gibt Dinge die gehen, ohne daß man was sieht, z. B. die Flecken, welche aus den Kleidern gehen, während man's bei anderen wohl merkt, am Meisten bei einem wollenen Strumpf, der eingeht, bei Saamen, der aufgeht, bei einer Farbe wenn sie abgeht, beim Bier wenn's auf die Neige geht.

Geht man einem Schuldner scharf zu Leibe, so

ist er im Stande und geht durch und entgeht somit allen ferneren unangenehmen Mahnungen. So wenig dies eigentlich angehen kann, so muß man es doch hingehen lassen, wenn man ihm nicht nachgehen will.

Ein böser Bube läßt die guten Lehren so lange zu einem Ohre hinein und zum andern wieder herausgehen bis ihm der Vater sagt: Geh' mir aus den Augen und es ist immer noch gut, wenn er dann in sich geht und sich bessert.

Wenn unsere Habe im Feuer aufgeht, so jammern wir, wenn's Wetter im Frühjahr aufgeht, so freuen wir uns; eine Hausfrau jubelt wenn beim Backen der Teig gehörig geht und möchte weinen wenn das Fleisch an, oder die Sahne zusammengegangen ist.

Sie meinen vielleicht es sei nun zu Ende und freuen sich auf mein Abgehen — ich muß Ihnen aber sagen, daß es noch weiter geht, obgleich ich manche Redensarten mit Stillschweigen übergehen muß.

Wenn Zwei mit einander anstoßen so sagen Beide: Auf Ihr Wohlergehen — es meint aber Jeder das seinige und die Leute haben auch Recht, denn wenn man viel auf Anderer Wohlergehen trinkt, so möchte es mit dem eigenen am Ende schief gehen, wo nicht ganz krumm.

Wenn wir aus einander gehen, so geht Einer dahin, der Andere dorthin, aber nicht Jeder geht nach Haus — das kommt von dem Sich gehen lassen.

Wenn es nach der Ordnung ginge so müßte man mit der Sonne zu Rüste und mit der Sonne wieder an's Tagewerk gehen, aber dies würde Manchem nicht eingehen, der von seinen alten Gewohnheiten nicht abgehen kann.

Die Kunst geht nach Brot, sagt das Sprichwort und es ist eine alte Klage, daß es ihr so ergeht. Besser wäre es die Kunst ginge in Sammt und Seide und das Brot ginge drein. Wie unangehm ist es, wenn man bei der Nacht etwas sucht und das Licht geht aus und wie schön wenn Einem bei irgend einer Untersuchung ein Licht aufgeht, wodurch man auf einmal klar sieht.

Nachdem die preußische Armee in der Schlacht von Jena den ersten Gang mit den Franzosen gewagt, der bekanntlich so unglücklich ausfiel, fehlte es nicht an ferneren traurigen Vorgängen, die den schlimmsten Ausgang erwarten ließen. Alle Festungen gingen fast ohne Schwertstreich über und es war ein saurer Gang, den der König bis Tilsit zurückgehen und dort die nachtheiligsten Bedingungen eingehen mußte. Wenn man die ganze Weltgeschichte durchgeht, so wird man kaum auf eine Periode stoßen, wo eine größere Feigheit kund gegeben, wo größere Fehler begangen wurden. Man hatte das von einem Heere nicht erwartet, das so geprahlt und solche Vorgänger wie die Helden von Hochkirch und Leuthen gehabt hat.

Wenn etwas in Nichts zergeht, so sagt man, es sei ausgegangen wie's Hornberger Schießen, und wenn das Herz recht voll ist, so sagt man der Mund gehe über, ich meine aber, dann gingen zunächst die Augen über.

Es ist ein Befehl ergangen die Kälber nicht mehr gebunden zu Markte zu bringen, ja man wird noch so weit gehen zu verlangen, man solle jedes Thier erst fragen, ob es zu Markte gebracht werden will, aber dann wird es auch ohne Fasttage nicht abgehen, denn das Viehvolk wird durchgehends keine große Bereitwilligkeit an den Tag legen.

Wenn ein Geschäft lange flau geht, so geht es zuletzt ganz ein, wo es aber scharf geht, da ist auch ein guter Fortgang zu hoffen — wiewohl am Ende alles in der Welt vergänglich ist, und wenn es eine Zeitlang noch so sehr im Gange gewesen sein mag.

Im heißen Sommer macht man seinen Spaziergang gern in einem Laubengang, und wenn man recht hungrig ist, so sieht man bei table d'hôte lieber einen Gang mehr, als weniger. Je reicher die Gänge in einem Bergwerk sind, desto höher gehen seine Actien, und je mehr Gänge eine Mühle hat, desto mehr bringt sie zu Wege. Je reiner das Metall, desto weniger Abgang beim Schmelzen, und je schlechter der Jahrgang, desto mehr Krebsgänge bei den Menschen.

Wir Nürnberger sagen: Das war ein Metzgersgang, wenn wir umsonst gegangen sind, und: Er geht auf den Geismarkt, wenn einer sichtlich zum Hinüberge-

hen sich rüstet; beide Redensarten sind aber nicht durchgängig gang und gäbe.

Hiermit geht mein Vortrag zu Ende, und ich gehe ab mit der Hoffnung, daß derselbe als ein ephemerer Scherz wohl hingehen kann. Es würde mir sehr nahe gehen, wenn ich die Indiskretion begangen hätte, Sie zu langweilen.

Gedichte.

I.

Die Windmühle.

Alter Müller, alter Müller! Willst du ewig Brüder hassen?
Nie dein Kind mit seines Gleichen, nie mit Menschen leben lassen?
Kannst dem holden Mädchen rauben seine Jugend ganz und gar
Soll sie ungekannt verblühen, aller Lebensfreude bar?
Kann bei dir ihr Herz erwarmen, der ein Greis du, müd und alt,
Wird sie dir Vertrauen schenken, dir so feindlich, stumm und kalt?!
»Meine Tochter, meine Tochter, lausche deines Vaters Worten,
»Tritt nicht aus der Mühle Schranken, deine Feinde lauern dorten,
»Zähm' die Neugier. Menschenaugen können dir nichts Gutes blicken
»Menschenworte, hör' sie nimmer, können Unschuld nur berücken,
»Hass' sie, diese Brut von Nattern, die die Mutter dir vergiftet,
»Die vom Anfang aller Zeiten alles Unheil angestiftet.»
Ella hörts und weinet leise, denn sie fühlt ein andres Ahnen,
Einsam, schaurig in der Mühle will es sie fortan gemahnen,
Denn von den verbotnen Früchten hat sie leider schon genossen.
Und ein ungekanntes Eden hat sich vor ihr aufgeschlossen.
In dem stillen Herzensschreine waltet Liebe hehr und mild,
Hoch am heiligen Altare flammt des kecken Jünglings Bild,
Der des Vaters Späheraugen hatte kühnlich Trotz geboten
Und schön Ella's Herz gewonnen, wie ihm auch Gefahren drohten
Eines Nachts des Müllers Stimme hallet schaurig durch die Luft
Ella, meine Tochter. Antwort gib dem Vater, der dir ruft:
Alles still. — Er eilt an's Fenster, da erblickt er und erbleicht
Ella kletternd an dem Flügel, der hinab zur Erde reicht.
Sieht's, und unten ihren Buhlen, in dem Nachtwind ihrer harren —
Da ergreift die Axt er fluchend, schlägt den Zapfen aus dem Sparren,

Rufet knirschend allen Winden, daß sie in die Flügel fassen,
Und sie kommen Blitzesschnelle, denn die bösen Geister hassen
Guter Menschen Glück, es drehen sich die Speicher pfeifend um —
Schleudern Ella auf den Felsen, blutigroth und todesstumm.
Und der Jüngling siehts mit Grausen fleht des Himmels Rache an,
Heulend kommt der Sturm geflogen, bald ist alles abgethan.
Rasend drehen sich die Flügel, tück'sche Kobold sitzen draus,
Bis die dürren Hölzer rauchen und die Flammen schlagen aus
Hei! da sieht in Nacht und Dunkel bald ein Feuerrad man sausen,
Und die alte Mühle stürzet, nieder in der Flamme Brausen.
Ob auch später aufgebauet, Niemand konnte drinnen bleiben,
Denn die Rachegeister ließen nimmermehr ihr tolles Treiben.
Und so steht sie, längst verfallen, doch allnächtlich zu der Stunde
Drehen sich die alten Flügel, schwirrt's und saust es in der Runde,
Und ein Aechzen tönt dazwischen und ein Fluch und Sterbgewimmer;
Also lebt des Müllers Sünde fort in Nacht und Sterngeflimmer.

G. Arnold.

II.

Das Posthorn.

Ein Posthorn thät erklingen
Gar hell in stiller Nacht,
Da haben treue Herzen
Sich stumm Valet gesagt.

Es war ein traurig Scheiden,
Es war ein hartes Muß,
Auf Nimmerwiedersehen,
Galt es den lezten Kuß.

Das eine mußte wandern
Umher in weiter Welt,
Es fand nicht Rast noch Ruhe
Frug Keiner was ihm fehlt.

Das andre blieb zu Hause
In stiller Einsamkeit,
Allein mit seinem Harme,
Allein mit seinem Leid.

So haben sie verbluten
An ihrer Wund' gemußt,
Und Niemand hat erfahren
Das Weh der armen Brust.

Das Horn nur nahm's zu Herzen
Blies nimmer frohen Ton,
Und allen seinen Brüdern
Bracht' Kunde es davon.

Da zog von Stund ein Trauern
In Posthorns Klänge ein,
Sie kommen oder gehen,
Es muß geklaget sein.

Und wer es hört, den ziehet
Es unaufhaltsam fort,
Ihn deucht, er müsse wandern
Mit ihm von Ort zu Ort.

Und müsse Alles lassen
Und folgen seinem Klang. —
Das ist der Liebe Sehnen
Das ihm ins Herze drang.

G. Arnold

III.

Scheidelied.

Wach' nicht auf lieber Schatz, bis ich weit weg bin
Damit nicht das Scheiden dir trübet den Sinn
Ade, Ade!

Und hast du auch morgen den Liebsten verlor'n
Er hat dir ja ewige Treue geschwor'n
Und hält sie fest.

Halte du nur aus, bis er wiederkehrt,
Dann ist wohl die Freude das Warten werth,
Vertrau' auf ihn.

Muß leider hinaus in den feindlichen Streit,
Muß wandern und jagen, wer weiß wie weit,
Doch nur für dich.

Und hab' ich erstritten ein mäßiges Gut,
Dann thu' ich an dir wie ein braver Bursch thut
Und führ dich heim.

Laß mir nur die Sorge, laß mir die Müh'
Und gräme dich nicht, daß ich fürbaß zieh',
Ich trag's ja gern.

Und biete ich einst dir voll Schwielen die Hand,
Schwarzbärtig das Kinn und das Antlitz verbrannt,
So zweifle nicht

Ich bin noch derselbe, der jetzo ich bin,
Nicht ändert die Fremd' mir den treuen Sinn.
Ade, Ade! —
G. Arnold.

IV.

In den Ruinen des ehemaligen Carthäuser-Klosters zu Nürnberg.

Dort, wo ein Priester in der Gläub'gen Mitte
Einst an der Kirchenthür den Segen gab,
Geht jetzt mit langsam abgemessnem Schritte
Ein finstrer Krieger klirrend auf und ab;
Und wo begeistert einer frommen Rede
Die Menge einst gelauscht am heil'gen Ort,
Ertönt der Ruf der schmetternden Trompete,
Tönt rauh gebietend das Kommandowort.

Doch drinnen in den öden weiten Hallen
Ist's noch so einsam wie es damals war,
Als diese Zellen nicht in Staub zerfallen,
Noch nicht zerbrochen Kirche und Altar;
Nun schaut des Himmels glanzerfülltes Auge
Herunter durch der Fenster öde Kluft,
Und statt des Dampfes von geweihtem Rauche
Haucht eine Blume ihren süßen Duft,

Ihr heil'gen Mauern, gabt ihr auch den Frieden?
Verschwand in euch wie ihr verspracht, der Schmerz?
Wart ihr die Freistatt einem Lebensmüden,
Die Freistatt für ein banggequältes Herz?
Verstummt in euch der Sturm der Leidenschaften,
Fern von der Welt laut tobendem Gewühl?
Und führtet ihr den halb der Erd Entrafften
Nun ohne Thränen, ruhig an das Ziel?

O nein! Betäubung wohl dem ersten Sturme,
Ein kurzer Schlaf, und ein geträumtes Glück,
Dann kam gleich einem nagend gift'gen Wurme,
Der Reue Qual, der alte Schmerz zurück. —

Hört ihr das Säuseln in den öden Räumen? —
Es ist der hier geweinten Seufzer Chor! —
Und jene Blumen, die am Boden keimen —
Aus Leichen keimen wuchernd sie empor!

Seht jene Rose, blühend aufgeschossen
Aus einem Herzen, das die Liebe brach,
Die Thränen, die dem matten Aug' entflossen,
Dem kurzen, früh entschwundnem Glücke nach, —
Sie sind der Thau, der ihre Blätter nähret,
Er strahlet täglich neu im Aetherschein, —
Der Winter naht, die Blüthe ist zerstöret,
Ein Augenblick der Ruhe kehret ein.

Da naht mit seinen tausend Jubelchören
Der junge Lenz im raschen Siegeslauf,
Und ach! auf's Neue fließen bange Zähren,
Und alle Wunden brechen blutend auf; —
Bis einst ein Sturm mit mächtigem Gebrause
Der Blume Keim für diese Welt zerstört,
Bis in dem stillen, in dem letzten Hause,
Das bange Herz zu schlagen aufgehört.

Dort liegt ein Sünder, durch Gewissensbisse
Der nagenden Verzweiflung banger Raub,
Denn Dornen wuchern durch der Mauer Risse,
Sie keimen auf aus eines Sünders Staub.
In heil'ge Mauern barg sich der Verbrecher,
Dem Menschenarm der feige Bösewicht,
Doch seinem innern fürchterlichen Rächer
Entgeht der Mensch auf dieser Erde nicht.

O Ruhe! sanfte Trösterin von Oben,
Wer dich nicht schon im eignen Busen trägt,
Dem wird ein Sturm am Lebenshimmel toben,
Bis er das Haupt zur ew'gen Ruhe legt,
Der Sünder findet nimmer dich auf Erden;
Zerschmetternd drückt ihn das Gewicht der Schuld,
Dir armer Leidender kann Tröstung werden,
Vertrau', dem milden Engel, der Geduld.

L. Mari

V.

An Herder's Grab.

„Hier Herder's Grab!" — So sprach der Mann
Der durch die Hallen mich geführt.
Zurück! — Wo edle Menschen schlafen
Ist zwiefach mir der Boden heilig,
Der ihre ird'schen Reste deckt.
Still! — Daß kein Schritt die Todten weckt. —

Ein einfach Grab, und von des Schläfers Geist
Und von des Schläfers Thun: Licht, Liebe, Leben,
Die Worte drei, allein dir Zeugniß geben.

Licht, Liebe, Leben! — Inhaltschwer,
Gepräget auf metall'ner Platte,
Zeugt ihr von jenes Mannes Größe,
Der euch geglaubt, vertrauet hatte.

Ein Licht, der Wissenschaft entzündet,
Ein helles Licht, hast du dem Volk,
Dem deutschen Volke, dich gekündet,
Der du verlangt: „Des Lebens Sonnenlicht,
„Das ist, Vernunft, sie fliehet nicht!"

Doch nicht allein das Licht, des Geistes Helle,
Schien dir genug; du wolltest, daß das Herz
Zugleich ein edles Fühlen schwelle,
„So lange Tag und Nacht sich mischt
„Und uns des Himmels Sterne segnen,
„Sich Liebe mög' und Lieb' begegnen,
„Die Liebe, die vom Anfang war."

Und wie denn Licht und Lieb' gebahr
Das Leben, — so sprießt künft'ges Seyn
Aus Licht und Lieb' im innigen Verein,

Das Leben, das du meintest im Gesang,
Wenn mit Gewißheit du hast ausgesprochen:
»Was in mir lebt, kennt nicht den Untergang!«

Was sterblich war, ist hier begraben.
So mancher mag an dieser Stätte
Erhoben schon gefühlt sich haben,
Und mancher noch wird sich erheben
Indem er hier auf deinem Grabe,
Die schönste Denkschrift, dir gegeben,
Die Worte liest: Licht, Liebe, Leben.
Julius Merz.

VI.

In der Heimath.

Seid willkommen schöne Heimath-Auen,
Seid gegrüßt mir, nach so langer Zeit!
Wieder darf ich euch, ihr Fluren schauen,
Wo ich einst der Jugend mich gefreut,

Wo im raschen, flücht'gen Knabenkleide
Leichten Sinn's ich durch die Auen flog
Und am Becher trunkner Jugendfreude,
Mich zum König und zum Halbgott sog.

Seid gegrüßt! Ihr seid dieselben wieder;
Anders seht ihr mich, der Knabe war,
Ach der Kindheit Blumen sanken nieder,
Ohne, daß ein Lenz sie neu gebar!

So blieb Nichts mir, das die Seele füllte,
Als der Hoffnung lichter Strahlenkranz?
Blieb kein Bild mir, das das Herz mir stillte,
Als Erinnerung in ihrem Dämmerglanz?

Ach, kein Schatten mehr der Huldgestalten
Die um meinen Jugendtraum geschwebt?
Riß das Band der süßen Allgewalten,
Das ein Gott um junge Seelen webt?

Ziehen ferner immer nur die Träume,
Wie geschiedne Genien von mir,
Weiter durch die weiten Himmelsräume?
Fliehen ewig sie, und ich bleib' hier?

Jene traulich stillen Eichenwälder,
Die mir sanfte Kühle oft gewährt,
Diese stillen Fluren, diese Felder,
Die mit ihren Früchten mich genährt;

Diese Wiesen, von dem Bach durchflossen,
Dieser Farbenschmelz der schönen Flur,
Diese Pracht, auf Blumen ausgegossen,
Dieser reiche Wechsel der Natur:

Sind sie nimmer denn die alten Freunde,
Die so treu mich und so lang gepflegt,
Denen ich des Abschieds Thränen weinte,
Denen immer dieses Herz noch schlägt? –

Ja sie sind's, sie sind es mir geblieben!
Wieder nahmen sie mich freundlich auf.
O Natur, wie treu bist du im Lieben,
Und wie unverändert ist dein Lauf!

Aber sieh', mit mir ist's anders worden,
Und das Knabenkleid ist abgestreift!
Aus dem Knaben ist ein Mann geworden,
Und die Blüthe ist zur Frucht gereift.

Aber: Trug das Ideal der Jugend
Kühn ihn zur Vollendung auch empor?
Ist die Freiheit ihm noch erste Tugend,
Die er schon als Knabe sich erkohr?

Hat die Wahrheit sich ihm auch erschlossen?
Hat die Liebe seinen Sinn geweiht?
Hat die Treue dann den Bund geschlossen,
Daß er sich mit Recht der Heimath freut?

Ach, wie weit bin ich vom großen Ziele!
Und doch zog es mich zur Heimath hin,
Zu dem Orte meiner Kinderspiele,
Mit dem vollen, großen Freiheitssinn! —

Fragt die Liebe denn und fragt die Treue
Einzig nach Vollendung? Saget an:
Tragen sie nicht erst mit stiller Weihe
Unser Herz zum großen Ziel hinan?

Läßt die Wahrheit ja sich auch ergründen?
Hat schon Wer die Göttliche erkannt?
Was kein Weiser je noch konnte finden,
Hätte je sich, mir allein genannt?

Und doch, Dank ihr! Dank ihr! Freundlich lichtet
Sie den dunkeln Morgen uns zum Tag;
Wenn der Jugend holder Traum sich flüchtet
Zieht sie liebend ihrem Bild uns nach.

Auf den Trümmern frohen Jugendlebens,
Vor dem krümmenvollen Labyrinth,
Flattert leuchtend sie, als Ziel des Strebens,
Dem erwachten irren Menschenkind.

Wahrheit, Wahrheit staunt die trunkne Seele,
Wenn der Jugend süße Täuschung fällt!
Wahrheit singt des Hainbewohners Kehle,
Wahrheit, Wahrheit widerhallt die Welt!

Sie, des Schöpfers erstgeborne Schöne,
Weckte rings um mich des Liedes Klang,
Bis die Allgewalt der süßen Töne
Mächtig zum erwachten Herzen drang,

Als ich kämpfend unter süßem Ringen,
Auf mich zu der Schönheit Urbild schwang,
Und mit schüchternem, gedämpftem Klingen
Leise endlich meine Harfe klang.

Freude trat mir nun auf allen Wegen,
Schöngeschmückt, wie eine junge Braut,
Mit dem Kranz der Liebe hold entgegen,
Die mir ihr Geheimniß gern vertraut.

War dies nicht der Wahrheit heilig Walten,
Daß aus Eden dieses Bild mir kam,
Engverschlungen mit den Huldgestalten,
Die ich, seelig, auf die Arme nahm?

Ja, du hast dein heilig Wort gehalten,
Wie's der Ahnung lieblich leiser Laut
Mir im Herzen und in Traumgestalten
Unter Lenzesblüthen einst vertraut!

So durft' ich zu dir jetzt wieder kehren,
Reich ein König, und ein Halbgott noch,
Durft den Becher höh'rer Freuden leeren,
Dran ich trunken mich und glücklich sog.

Durft' des Glückes ungemess'nen Segen
Freudethränend an dem Hochaltar
Deines Heiligthumes niederlegen,
Sagen, daß ich glücklich bin und war.

Aber, ach! Vergebens, ach vergebens
Sucht das Auge nach dem theuern Paar,
Das die Freudenquelle meines Lebens,
Das der Schöpfer meines Glückes war.

Drüben, in des Kirchhofs stillen Mauern,
An des Doppelgrabes engem Raum,
Sagt ein Spruch: Kein Erdenglück mag dauern,
Alles ist hienieden nur ein Traum.

Müller.

VII.

Der Morgen.

Du ahnungsfroher Morgenstrahl
Wie frisch durchzuckst du Herz und Glieder!
So mag einst Gottes Odem wieder
Durchwehen uns im Gräberthal!

Des Himmels Dom, ein Saphir klar —
Durchzittert rings von gold'nen Düften —
Die Lerche wirbelnd hoch in Lüften —
Die Erd' eiu dampfender Altar!

Sag' an, o Herz! fühlst du, entrückt
In Himmelsruh' von ird'schen Sorgen,
Ein Säuseln nicht ron jenem Morgen
Wo Adam erst die Welt erblickt!

Der Abend.

Du beilig glühend Abendroth!
Der Himmel will in Glanz verrinnen —
So scheiden Märtyrer von hinnen,
Sanft lächelnd in den Liebestod!

Des Aufgangs Berge still und grau —
Am Grab des Tags die hellen Gluthen —
Ein Schwan auf purpurrothen Fluthen —
Und jeder Halm im Silberthau!

O Sonne, Gottesstrahl! Du bist
Nie herrlicher, als im Entfliehen!
Du willst uns wohl hinüberziehen
Wo deines Lichtes Urquell ist?!

v. Muralt.

VIII.

Mondeszauber.

Was gleicht des Mondes Zauber
In unbewölkter Nacht,
Wenn er so stille wandelt
Dahin in voller Pracht?

Die Mutter steht am Fenster,
Ihr Knäblein auf dem Arm,
Es schlingt die zarten Hände
Um sie so liebewarm.

So blicken sie beschaulich
Zu Mond und Sternenlicht;
Die scheinen beiden traulich
Herab ins Angesicht.

Des Kindes Züge lächeln
Hinauf in sel'ger Ruh,
Die Sterne lächeln wieder
Ihr Licht dem Kinde zu.

Da weben sie der Mutter
Im Geist so tiefen Traum,
Daß sie davon muß weinen,
Und weiß es selber kaum.

Es ist, als würd' ihr ängstlich,
Heiß küßt sie da ihr Kind,
»Du sahst genug für heute!« — —
Und trägt's hinweg geschwind.

Sigmund v. Praun.

IX.

Gnome.

Was dir begegnen mag auf deines Lebens Lauf,
Nimm alles mit Geduld, kann's sein, mit Freuden auf!
Die Freude hält gesund; Gesundheit fördert Freude,
So halten immer frisch sich gegenseitig beide.

J. Schnerr.

X.

Der Brückenbogen.

Der Brückenbogen ist zu loben;
Er wölbt sich gut und fest nach oben,
Und nützt, daß man mit trocknem Fuß
Und sicher wandelt über'n Fluß,
Indessen stets zu seinen Füßen
Geruhig hin die Wogen fließen. —
Der Mittelstand, in jedem Reich,
Er ist dem Brückenbogen gleich. —

J. Schnerr.

XI.

Am Barometer.

Du Silbersäule im krystall'nen Rohr,
Wie senkst du dich? Was hebet dich empor? —
Du hebest dich im Druck der Atmosphäre,
Und sinkest, wenn sich mindert ihre Schwere —
Du zeigst im Bilde uns der Seele Gang;
Nach oben hebt des Lebens Druck und Drang.

J. Schnerr.

XII.

Venedig.

Von des Mondes Licht umflossen
Schwimmt die Meerstadt auf der Fluth,
Stille hat sich rings ergoßen,
Und die Menge schlummernd ruht;
Träumend wie von frühen Zeiten,
Schläft Skt. Marco's Räthselbau,
Der Palläste Hallen kleiden
Sich in geisterhaftes Grau.

Und der einst'gen Braut zu Füßen
Glänzt das Meer im Silberlicht,
Längst hinauf die Wellen grüßen —
Doch Venezia hört es nicht.
Da, wie Geisterstimmen klagen,
Tönt's vom Grunde ernst und schwer,
Und vom Nachthauch fortgetragen
Rauscht es von den Wassern her:

Willst du immer träumend weilen,
Stolze Meerbeherrscherin,
Ruhm und Glück mit dir zu theilen,
War mir Lust einst und Gewinn!
Warum säumst du, zu vermählen
Dir, wie einst, den Bräutigam?
Willst du bess'res dir erwählen,
Oder lebst du nur dem Gram?

Sieh, in ew'ger Jugend winket
Dir mein unentweihter Kranz,
Und mein Silbergürtel blinket,
Hell wie sonst im Mondenglanz.
Laß vom Bucentauer nieder
Deine einst'ge Macht mich schau'n;
Gieb den gold'nen Ring mir wieder,
Mich auf's neue dir zu trau'n.

Lasse deine Masten ragen,
Deine Flaggen weh'n vom Land;
Deine Schiffe will ich tragen,
Spielend, bis zum fernsten Strand;
Deinen weiten Inselreichen
Sende deine Winke zu —
Doch du harrst in trübem Schweigen?
Stolze Stadt, was träumest du?

Und Venezia hört die Klagen —
Rings das Ufer ist erwacht,
Und wie längstverklung'ne Sagen
Kehrt zurück die alte Pracht.
Der Palläste hohe Bogen
Sind von hellem Glanz erfüllt,
Und daher kommt es gezogen,
Einst'ger Größe Geisterbild.

Edler Dogen langem Zuge
Schreitet Dandolo voran,

Der im kühnen Siegerfluge
Stambul's Kaiserstadt gewann,
Und Pisani, auf dem Meere
Sieggewohnt, ein starker Held,
Einst im Drang Venedigs Wehre
Gegen Genua's Macht gestellt.

Krieger in der Waffenglanze
Folgen, und der Richter Reih'n,
Frauen auch im holden Kranze,
Reichgeschmückt mit Gold und Stein,
Und in ihrer Mitte rauschet
Königin Cornaro hin,
Die die Krone eingetauschet
Einst der Meerbeherrscherin.

Dort mit fröhlichem Gewühle
Zieht im buntbelebten Chor,
Bei der Fackeln hellem Spiele
Eine Künstlerschaar hervor,
Tizian mit ihm Giorgione,
Könige der Farbenwelt,
Tintoretto, Pordenone,
Dem Bellini zugesellt.

In Skt. Marco's düstern Hallen
Ist das Priesterthum erwacht.
Schimmernde Gewänder wallen,
Und das Kreuz strahlt durch die Nacht,
Ihm nach, dichtgedränget, schreiten
Mönch und Nonne im Gebet.
Die drei Flaggen stolz sich breiten
Und der Löw' die Flügel bläht.

Auf des Meeres glatter Welle
Schaukelt sich ein Mastenwald,
Wie ein Sternbild schimmert helle
Bucentauers Prachtgestalt;

Und an seinen goldnen Seiten
Tausend Gondeln buntbekränzt,
Leichtbeschwingt vorübergleiten,
Daß die Welle leuchtend glänzt.

Lautlos aber wogt dies Leben --
Nur wie Stimmen aus dem Grab
Ernste Trauertöne beben
Von der Stadt zum Meer hinab:
Warum weckst du meinen Schlummer,
Mein Geliebter, süß und traut,
O, in tief verborgnem Kummer
Hab' ich oft nach dir geschaut.

Meiner Jugend goldne Tage
Kehren nimmer mir zurück,
Und, ein einzig Bild der Klage,
Weich' ich machtlos dem Geschick.
Meiner siegbekränzten Kronen
Bin ich weinend längst beraubt,
Knieend vor den fremden Thronen
Beuge ich mein alternd Haupt.

Und mein Jammer soll nicht enden,
Denn dort naht, um, ach, von dir
Ew'ge Trennung zu vollenden,
Ein verhaßter Freier mir;
Doch kein goldner Reif mich bindet
An des Landes fremden Rand,
Nein, die ehrne Fessel kündet,
Daß mich nur Gewalt verband.

Weicht zurück von meinem Strande,
Klare Wellen, ziehet hin!
Bettet euch im Ufersande
Oder in des Sumpfes Grün;
Doch wollt ihr euch zürnend wenden,
Grabt zuvor mir noch ein Grab,

Daß ich sinke, schnell zu enden,
Zu dem Bräutigam hinab.

Wie die Stimme so verklinget,
Weht es kühl von Osten her,
Und Aurora's Purpur dringet
Glühend über Stadt und Meer —
Schnell das Nachtbild ist entschwunden —
Und nur Fischerbarken ziehn
In den frühen Morgenstunden
Durch die Fluthen schweigend hin.

Fr. Wagner.

XIII.

Winterstimmen.

Auf dem Eise.

Wie macht doch des Eises Glätte
Froh der Knaben Sinn,
Freudig schleifen um die Wette
Sie darüber hin.

Knaben, jezt macht es euch Freude
Daß die Bahn so glatt,
Glücklich seid ihr in dem Kleide
Das noch Flügel hat;

Aber anders wird es werden
Schreitet ihr voran,
Und es kommen die Beschwerden
Auf der Lebensbahn.

Da schleicht ihr vielleicht am Stabe
Auch wie ich einher; —
Leicht ist's fallen wohl als Knabe,
Doch der Mann fällt schwer. --

Im Freien.

Wie in einem Schlafgemache
Ist es rings auf Wies' und Flur
Von den Gräsern, von den Blumen,
Find' ich nirgends eine Spur;

Denn es hat der gute Vater
Alle sorgsam zugedeckt,
Und sie schlafen, träumen, bis sie
Linder Frühlingshauch erweckt..

Blumen! wie seid ihr vor Menschen
Doch noch immer so beglückt;
Wie hat euch die gute Mutter
Jezt an ihre Brust gedrückt.

Ihr kennt nur in eurem Leben
Regen, Thau und Sonnenschein,
Wenn der rauhe Winter kehret,
Mit den Stürmen, schlaft ihr ein.

Wer wie ihr doch könnt' verschlafen
Seines Lebens Winterzeit!
O wie würde fern da bleiben
Ihm so manches bittre Leid!

Im Walde.

Tannen, Fichten, wie so traurig
Sie beisammen stehn,
Und durch ihre Zweige schaurig
Nordens Winde wehn.

Wo ich's wage hinzublicken,
Drohet jeder Ast
Augenblicklich zu zerknicken
Von des Schneees Last.

Stille herrscht und tiefes Schweigen
Rings im Forstgebiet,
Von den alten braunen Zweigen
Tönt wie sonst kein Lied.

Nur die kleine, blaue Meise
Schäckert froh umher,
Als wenn es im Schnee und Eise
Ihr noch heimisch wär!

Herz! so lern' auch du vertragen
Wie das Vögelein. —
Erst nach rauhen Wintertagen
Kehrt der Frühling ein.

Auf dem Berge.

Von dem Berge schau ich nieder
In das dicht beschneite Thal,
Und das schneeige Gefieder
Flimmert von der Sonne Strahl.

So weit wie das Auge blicket
Blinkt das prächtige Gewand
Und das Saat'feld ist geschmücket
Wie das öde Haideland;

So preißt noch des Schöpfers Güte
Selbst die Flur im Winterkleid,
Gleich wie wenn mit junger Blüthe
Und mit Blumen sie bestreut.

Mensch dir hat kein Sturm vertrieben
Deines Erdenglückes Spur,
Wenn dir ist dein Gott geblieben
Und ein Blick in die Natur.

An der Quelle.

Fels! wie bist vom Schnee umstarrt,
Und doch dränget silberhell
Aus der dicht beeisten Brust
Sich so sanft hervor der Quell.

Dir gilt es wohl immer gleich,
Ob nun hier die Blume trinkt
Und hoch in die blaue Luft
Singend sich die Lerche schwingt;

Oder ob der Wintersturm
Dich umfaßt mit kaltem Arm,
Denn gleich wie im Frühling ist
Jetzt dein Born noch mild und warm.

Sänger so muß deine Brust
Wie die reine Quelle sein,
Ist der Winter noch so hart, —
Frieren darf es nicht hinein.
C. Weis.

XIV.

Bitte.

Liebchen! O wie weht so kalt
Schon der Wind aus Norden,
Und wie ist's im Garten hier
Oed und leer geworden!

Alle Blumen sind verblüht,
Blätterlos die Bäume; —
So flieht unser Leben auch
Und mit ihm die Träume.

Doch was seh' ich, hier im Beet
Noch 'ne Blume stehen?
Ist es doch, als wollt um Schutz
Uns die holde flehen.

Blume, schützen können wir
Arme nicht dein Leben,
Denn wie dich, kann uns auch jetzt
Schon der Tod umschweben.

Doch, wie beuget sie der Wind!
Drohet sie zu knicken:
Komm, in deinem schönsten Schmuck
Will ich dich nun pflücken.

Nicht wie deine Schwestern sollst
Du im Sturm verderben. —
Liebchen! laß an deiner Brust
Sie, die letzte, sterben.
C. Weis.

XV.

Nach dem Sturm.

Baum, der süße Früchte trug,
Wie bist du jetzt so zersplittert!
Was hat hier auf einmal nun
Für ein rauher Sturm gewittert;

Der die Arme dir zerbrach,
Und die Brust hat aufgerissen,
Daß du in der Blüthenzeit
Hast dies Loos erdulden müßen.

War doch, alles, was du that'st,
Nur ein Spenden reicher Gaben,
Daß der Jüngling, wie der Greis,
Sich an ihnen konnte laben;

Doch jetzt, da der Sturm dich traf,
Werden sie dich nimmer kennen,
Dir das Räumchen wo du stehst,
Nicht einmal zum Sterben gönnen.

Einem andern wird der Raum,
Weil du nicht wie sonst kannst prangen,
Denn zu bald vergißt der Mensch
Was er Gutes hat empfangen.

Stündest du im tiefsten Wald,
Den kein menschlich Aug durchdrungen,
O! da hätten Vögel dir
Doch ein Sterbelied gesungen.

Aber ob den Menschen auch
Süße Frucht du hast getragen,
Kommen doch sie mit der Axt,
Um dich fluchend zu zerschlagen.

Und so lohnen sie sich selbst,
Unter einer jeden Zone. —
Baum, es ist ein alter Brauch,
Undank giebt die Welt zum Lohne! —

C. Weis.

XVI.

Der Besenbinder.

Ich bin der Besenbinder Veit,
Das ist mein ganzer Titel:
Zufrieden doch zu jeder Zeit,
Trägt gleich mein Weib ein schlechtes Kleid,
Ich einen groben Kittel;

So sind wir doch einander gut,
Könnt' ohne sie nicht leben,
Und hätte nimmer frohen Muth;
Thät' auch im Dorf sein Rittergut
Der gnäd'ge Herr mir geben.

Wenn ich so meine Besen bind'
Und sie sitzt mir zur Seite,
Hat auf dem Schoos das kleinste Kind,
Die andern emsig und geschwind
Arbeiten, welche Freude!

Die Zwecke, dann das eine schnitzt,
Das andre legt die Reiser,
Das dritte mir die Weiden schlitzt,
Das viert' die Stiele schält und spitzt,
Und's fünfte schreit sich heiser.

Ich aber sing ein fröhlich Lied
Und laß den Himmel walten
Und danke stets für seine Güt',
Daß er mir immer mein Gemüth,
Wie mich gesund erhalten.

Leicht wird mir so die Arbeit dann,
Wenn gleich oft Sorgen harren,
Und ist sie fertig, frisch voran
Fahr' ich zur Stadt, ein Besenmann,
Mit meinem Schiebekarren.

Wohl durch die Gassen eng und breit
Gehts dann im Tritt, im festen,
Und keiner, ist der besser schreit,
»Kauft Besen, kauft, es ist der Veit,
Er hat die allerbesten.«

Bald ist vollendet der Verkauf,
Sei's Sommer oder Winter,

Und heimwärts gehts im raschen Lauf.
Die Berg' und Hügel ab und auf,
Zur Freude meiner Kinder.

Sie kommen, als gäb's einen Schmaus,
Entgegen ganze Strecken,
Da sucht man mir die Taschen aus,
Und frohen Sprunges geht's voraus
Dann mit den Kreuzerwecken.

Nun sagt, wo ist ein reicher Mann,
Der Güter hat und Titel,
Und der mit Seide angethan,
In seinem Schmuck, sich freuen kann,
Wie ich, im groben Kittel?

C. Weis.

XVII.

Die Thräne.

Kennst du die Wonne, die im stillen Weinen lieget,
Wenn tiefes Schmerzgefühl die enge Brust bewegt? —
Gewiß, du weißt, wie gut es Gott mit uns gefüget,
Daß er die Thräne hat uns in das Aug gelegt.

Hast du gestrebet schon, befreundet zu umfassen
So manches Herz und fühlst dich froh mit ihm vereint,
So glaube, daß, wenn je es könnte dich verlassen,
Dem Schmerz zur Linderung dann auch dein Auge weint.

Wenn wir am Grabesrand in ernster Wehmuth stehen,
Wenn, was uns lieb einst war, sein irdisch Ziel erreicht
Und wir vergebens rings nach bald'gem Troste spähen:
Dann kommt die Thrän' ins Aug und unser Herz wird leicht.

Wenn von der Heimath ist, vom Haus, der Mensch geschieden,
Getrennt von Allem, was ihm werth war, oder lieb,
Wenn bittres Heimweh raubt ihm seines Herzens Frieden,
Ist er doch reich genug, wenn nur die Thräne blieb.

Und schlägt des Wiedersehns ersehnte süße Stunde,
Die lang Entfernten sind auf's Neu sich wieder nah,
Da stirbt dem Glücklichen das Wort der Freud' im Munde
Und heiter lächelnd ist die Freudenthräne da.

Wenn du erfüllet siehst des Herzens stilles Hoffen
Wenn du erreichet hast, wornach du dich gesehnt
Und so dein ganzes Glück bei dir ist eingetroffen,
Wie süß ist das Gefühl, in dem dein Auge thränt.

So laßt die Thränen denn herab die Wangen fließen
Ob Freud' schuf oder Leid, die Perl' am Augenlid,
Der ist beneidenswerth, der kann sein Herz erschließen,
Und thränenschwer, wie sein's, das Aug des Andern sieht.


COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021134715

